



TORSTEN MILKOWSKI

# ZUR FREIHEIT BERUFEN

EINE PREDIGTREIHE ÜBER DIE BAPTIST PRINCIPLES





# INHALT

<b>1</b>	<b>Zur Freiheit berufen</b> (Galater 5,1-13) .....	<b>4</b>
<b>2</b>	<b>Mit Gott verbunden und untereinander gleichwertig</b> (1. Petrus 2,5-10) .....	<b>9</b>
<b>3</b>	<b>Glaubens- und Gewissensfreiheit</b> (1. Petrus 2,11-17) .....	<b>15</b>
<b>4</b>	<b>Gemeinsam Gottes Güte vermitteln</b> (Johannes 20,19-23) .....	<b>21</b>
<b>5</b>	<b>Gotteswort in Menschenwort als Leitlinie für den Glauben und das Leben</b> (2. Timotheus 3,14-17) .....	<b>25</b>
<b>6</b>	<b>Selbständig und doch vernetzt</b> (Apostelgeschichte 2,42-47) .....	<b>30</b>
<b>7</b>	<b>Taufen und Gott feiern</b> (Apostelgeschichte 8,26-40) .....	<b>35</b>

# 1. Zur Freiheit berufen (Galater 5,1-13)

**Baptist\*innen sind Menschen, die von Gott zur Freiheit berufen sind und in Verantwortung vor Gott und ihrem eigenen Gewissen Jesus nachfolgen.**

## „Was sind denn eigentlich Baptisten?“

Diese Frage hat der eine oder die andere von euch sicherlich schon öfter mal gehört. Ich weiß nicht, wie oft ich darauf schon geantwortet habe. Aber immer wieder fragen mich die Leute. Und dann fange ich an aufzuzählen:

Dass wir eine freiheitsliebende Gemeindebewegung sind ... Dass bei uns jeder gleichwertig ist und die Mitarbeit allen offen steht ... Dass unsere Organisationsform von dem Demokratiedanken geprägt ist und dass alle Mitglieder Verantwortung füreinander tragen ... Wir stehen für Religions- und Gewissensfreiheit ein und taufen darum die Menschen auf das Bekenntnis ihres Glaubens hin. Ich erzähle dann immer, dass wir als Gemeinde am Wirken Gottes in der Welt teilhaben wollen und dass bei uns die Bibel als Gotteswort in Menschenwort gilt. Und oftmals höre ich dann, wie modern wir sind. Dass unsere Merkmale gut zum Lebensgefühl hier in Berlin passen ... Dass wir mit unseren Prinzipien auf der Höhe der Zeit sind ...

Und ich freue mich jedes Mal, wenn Menschen das erkennen. Mir zeigt das nämlich: Bis heute haben unsere Grundwerte, die sogenannten „baptist principles“ (also die baptistischen Prinzipien), weltweit immer noch eine große Relevanz. Obwohl sie schon etwas über 400 Jahre alt sind, sind sie immer noch aktuell.

Aber auch das ist Fakt: Nicht jede Baptistin oder jeder Baptist in unserer Gemeinde kennt diese Grundwerte. Nicht jede Baptistin oder jeder Baptist weiß, was mit den baptistischen Prinzipien gemeint ist. Nicht jede und jeder von uns kann aus dem Stand heraus auf der Straße Rede und Antwort stehen, was uns als Kirche eigentlich auszeichnet. Doch das ist wichtig. Man fragt uns ja danach.

Umso mehr habe ich mich neulich gefreut, dass unsere Jugendlichen sich am Anfang des Jahres in ihrer Jugendstunde mit den baptistischen Prinzipien befasst haben. Als ich das sah, dachte ich: „Also, wenn sich schon die jungen Leute bei uns in der Gemeinde mit den Merkmalen unserer Kirche auseinandersetzen, dann sollten wir das als Gemeinde insgesamt auch tun.“ Denn nicht nur unseren Jugendlichen sollte klar sein, was uns prägt. Auch wir wollen das wissen. Darum möchte ich dem ersten Merkmal der Baptisten heute auf den Grund gehen: Und das erste baptistische Prinzip, der erste Grundwert unserer Kirche, heißt: **Freiheit**.

Genauer gesagt: Die Freiheit, zur der wir von Gott durch Christus berufen sind. Denn: **Baptistinnen und Baptisten verstehen sich als Menschen, die von Gott zur Freiheit berufen sind und in Verantwortung vor Gott und ihrem Gewissen Jesus Christus nachfolgen.** So zumindest hat es das Gemeindejugendwerk 2016 für unseren Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG)

neu formuliert und auf der Bundeskonferenz unseres Bundes mit großer Zustimmung der Gemeinden vorgetragen. Baptismus, da scheinen sich die Gemeinden unseres Bundes ziemlich einig zu sein, hat viel mit Freiheit zu tun. Für Freiheit setzen wir uns ein. Es ist ein hohes Gut, das unsere Gründerväter uns da in die Wiege legten.

Und das ist wichtig: Denn diese Freiheitsliebe, also der Einsatz für Freiheit, entstand ja nicht mal eben so. Die Erkenntnis, wie wichtig die Freiheit für uns Baptisten ist, ist nicht einfach vom Himmel gefallen. Sie hat sich erst herausgebildet. Sie stammt aus unserer Entstehungszeit. Ich weiß jetzt nicht, ob alle das wissen, aber die Gründung der Baptistengemeinde war damals im Grunde ein etwas längerer Prozess. Er begann in England, ging dann 1609 in Amsterdam weiter und mündete schließlich in England im Jahre 1612 in die Gründung der ersten Baptistengemeinde Großbritanniens, und zwar in Spitalfields, einem Vorort von London.

Einige wissen vielleicht aus dem Geschichtsunterricht, dass sich der englische König, Heinrich der VIII., im 16. Jahrhundert auf Grund einer Ehescheidung vom Papst in Rom abwandte. Ohne großartige theologische Reformen im Blick zu haben, erklärte er sich kurzerhand zum Oberhaupt der englischen Kirche. Bei dem, was dann geschah, hatte der König aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er trat mit seiner Abkehr von Rom nämlich eine Reformbewegung in England los, die der Reformation in Deutschland gleichkam. 1535 kam zum Beispiel eine englische Bibelausgabe auf den Markt. Man reformierte die Liturgie der Messe. Man wollte die englische Kirche von den altgläubigen, römisch-katholischen Traditionen befreien. Und so mancher Theologe, Staatstheoretiker oder auch Philosoph dachte damals: „Nun steht die Zukunft für Veränderungen offen ...“

Doch weit gefehlt! Die gab es nämlich nicht. Stattdessen gab es ein ziemlich großes innerkirchliches Problem: Die Kirche von England war nämlich fortan eine Staatskirche. Dem Oberhaupt, dem König von England, mussten alle Geistlichen und Staatsbeamten einen Eid leisten. Wer das ablehnte, verlor im wahrsten Sinne des Wortes seinen Kopf.

Ihr könnt euch sicherlich jetzt ganz leicht vorstellen: Genau diese Machtanmaßung führte einen ziemlich harten und heftigen Unmut unter den Geistlichen herauf. Man wollte eine unabhängigere Kirche – und was bekam man? Eine Kirche, die vom König überwacht wurde. Vom Regen in die Traufe, so fühlte man sich. Man wollte eine von der Predigt und der biblischen Unterweisung geprägte Gemeinde – und was fand man nun in England vor? Der König gibt den Weg vor.

Es entstand also eine Widerstandsbewegung, zunächst innerkirchlich, dann aber auch schnell außerhalb der Staatskirche, die sog. „Dissenters“ (die Abweichler, die Nonkonformisten), also alle, die nicht ins System hineinpassen. Die Separatisten, also Gemeinschaften, die sich zusammenschlossen, traten als Erneuerungsbewegungen in England auf den Plan und suchten nach alternativen Modellen.

Ich erzähle diese Geschichte darum etwas ausführlicher, weil sie unsere Einstellung zur Freiheit als Baptisten mit bedingt hat, weil sie uns zeigt, dass der Freiheitsgedanke in unserer Kirche aus einer damals basisdemokratisch orientierten und durchaus politischen Gegen-Kirchenbewegung in England entstanden ist. Man wollte sich von der Obrigkeit nichts mehr vorschreiben lassen. Allein das, was der Mensch in der Bibel erkannte, sollte gültig sein fürs Leben. Und so kam es, dass ein gewisser John Smyth, der Gründer der ersten Baptistengemeinde, sich vor etwas über 400 Jahren aus Zivilcourage selbst durch Untertauchen taufte und dann seine Mitstreiter auch.

Nun könnt ihr euch sicherlich vorstellen, dass es noch viele interessante Hintergründe über die Gründungszeit der Baptisten in England gibt. Wie die Dissenters und Abweichler mit ihren Gemeinden in England zu einer pluralen und demokratischen Gesellschaftsordnung aufriefen ... Wie stark das die Macht des Königshauses damals beschnitt ... Dass die Hochburgen der damals fortschrittlichen und liberalen Partei in England vor allem in jenen Bezirken lagen, in denen vermehrt Dissenters und Separatisten, also Abweichler und Andersdenkende, lebten.

Darum scheint es mir auch ziemlich klar, dass die Zusammenhänge aus England den deutschen Baptismus mit beeinflusst haben, dass der Gründervater des deutschen Baptismus – also Johan Gerhard Oncken – die Erkenntnis mit aus England brachte, dass wir alle von Gott zur Freiheit berufen sind, dass wir nicht in der Verantwortung gegenüber irgendeiner Kirchenleitung oder anderen menschlichen Erwartungen stehen, sondern allein in der Verantwortung vor Gott und vor dem eigenen Gewissen Jesus nachfolgen.

Diese Erkenntnis prägt uns bis heute. Und ich muss sagen: Mir gefällt das, was die Gründungsväter uns Baptisten in die Wiege legten! Denn was meint das große Wort „Freiheit“? Was bedeutet es für mich? Und vor allem: Wie verstehen wir das heute? Einen König haben wir nicht mehr. Als Baptisten haben wir auch keine Kirchenleitung, die uns hier hineinredet. Wir leben in einer Demokratie und gestalten unser Gemeindeleben in aller Freiheit selbst. Es lohnt es sich also, einen Blick auf unseren Freiheitswert zu richten und zu fragen: Was ist Freiheit für uns? Was meinen wir zum Beispiel fast 30 Jahre nach dem Mauerfall mit Freiheit? Und wie erleben wir sie?

### **Gespräch mit den Stuhlnachbarn (ca. 5 min):**

Ich lade euch jetzt ein, tauscht euch einmal mit eurem Sitznachbarn über diese Fragen aus: Was ist Freiheit für dich? Und wie erlebst du sie? Was macht Freiheit für dich aus?

„Zur Freiheit hat uns Christus befreit!“ So schreibt es der Apostel Paulus in einem Brief an die Gemeinde in Galatien. Und er gibt uns eine Ahnung an die Hand, was er mit dieser Freiheit meint. Aber vor allem folgen wir mit seinem Wort der Fährte, die unsere Gründungsväter so stark inspiriert hat, dass der Freiheitsgedanke aus der baptistischen Gemeindefradition nicht wegzudenken ist. Und darum möchte ich uns diesen Abschnitt heute vorlesen:

### **Galater 5,1-6 (Luther 2017)**

1 Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!

2 Siehe, ich, Paulus, sage euch: Wenn ihr euch beschneiden lasst, so wird euch Christus nichts nützen.

3 Ich bezeuge abermals einem jeden, der sich beschneiden lässt, dass er das ganze Gesetz zu tun schuldig ist.

4 Ihr habt Christus verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, aus der Gnade seid ihr herausgefallen.

5 Denn wir warten im Geist durch den Glauben auf die Gerechtigkeit, auf die wir hoffen.

6 Denn in Christus Jesus gilt weder Beschneidung noch Unbeschnittensein etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.

Für mich ist das ein starker Text: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit. So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auferlegen!“ Mir hilft das Bibelwort, wenn ich mich neu sortieren muss, wenn der Alltag mich auffrisst oder die Sorgen mich vereinnahmen. Dann kämpfe ich – wie Paulus – für die Freiheit. Dann kämpfe ich mit diesem Text gegen alles an, was mich gefangen nehmen will. Das macht mir den Text persönlich wirklich wichtig. Ich lese ihn dann und denke: Ja, so leicht, lieber Paulus, lebt sich Freiheit nicht.

Nun habe ich mit der Beschneidung im Grunde ja keine Probleme. Überhaupt ist die Beschneidung unter uns Christen kein Thema mehr. Schon früh hat man diesen Ritus in der jungen Kirche abgelehnt. Er ist nicht notwendig, um Christ zu sein. Aber das Motiv, die Frage nach der Unfreiheit, die Frage, die hinter den Worten von Paulus steckt, die trifft mich: Bin ich wirklich frei – selbst wenn mich Erwartungen und Ängste quälen? Wenn ich arbeiten muss, um Geld zu verdienen und meine Familie zu versorgen? Wenn ich Zugeständnisse machen muss und andere Erwartungen an mich haben, die ich nicht erfüllen kann? Wann bin ich wirklich frei? Wann sind wir frei? Als Gemeinde, meine ich. Sind wir frei?

Unser Problem heutzutage ist ja gar nicht, dass es uns in Berlin an Freiheit mangelt. Im Gegenteil: „Berlin kann Freiheit ...“ so hat es doch der erste Bürgermeister, Michael Müller, in einer Rede im letzten Jahr ganz überzeugend gesagt. Berlin steht für die Freiheit. Weltweit verbinden Menschen dieses Gefühl mit uns. Wir leben in einer Demokratie mit freier Meinungsäußerung und freier Religionsausübung. Die meisten Dinge, zu denen mich der Staat zwingt, dienen dem Gemeinwohl: Steuern, Krankenkasse, Schulpflicht ... Ich will hier keine Debatte lostreten, wie sinnvoll das alles gehandhabt wird. Da darf man streiten. Aber die Grundvoraussetzungen für Freiheit sind hier in Deutschland definitiv sehr gut.

Die Frage aber bleibt: Bin ich trotz allem frei? Fühlen wir uns wirklich frei? Oder gibt es nicht doch unzählig viele Dinge, die uns gefangen nehmen? Die Erwartungen anderer zum Beispiel. Der Leistungsdruck in der Gesellschaft, dem man sich schon als Schüler oder Schülerin beugen muss. Die eigenen Ansprüche oder die Angst vor dem Scheitern? Nicht wenige plagt doch das Gefühl, in der Gesellschaft nicht mithalten zu können! Und dann sind da noch die Erwartungen aus der Gemeinde heraus, der Wunsch von Menschen, dass jede\*r sich doch bitte beteiligen möge, mitmachen und seine Verantwortung für das Gemeindeleben wahrnehmen soll.

„Zur Freiheit hat uns Christus befreit ...“ So schreibt es Paulus. Und er ruft uns Christen dann noch auf: „Bleibt standhaft und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auferlegen ...“ Das sind schon starke Worte. Worte der Freiheit. Worte gegen jeden Zwang, den wir uns selbst oder anderen Menschen auferlegen. Die Freiheit kennt kein „Aber ...“.

Das zu hören, tut mir und tut uns als ganze Gemeinde gut. Denn wie war das früher hier in der Gemeinde? Als Menschen ausgeschlossen wurden, weil sie in die Disco gingen. Tanzen ging gar nicht. Uneheliches Kind auch nicht. Vor ein paar Jahren traf ich eine Frau, die damals hier zu uns darum auch nicht mehr kommen durfte. Das war sozusagen die „Beschneidung“, von der Paulus im Bibeltext spricht, bei uns. Diese starren Regeln, die es Menschen oft unmöglich machten, trotz ihres Lebensweges, trotz ihrer Ansichten, Baptistinnen und Baptisten zu sein.

Meine Frau erzählte mir von ihrer Tante, die auch Baptistin war und in den 60er Jahren von einem Bekannten überredet wurde, ein Kino zu besuchen. Sie saß die ganze Zeit da und hatte Angst. Sie

dachte die ganze Zeit: „Wenn jetzt der Herr Jesus wiederkommt, dann komme ich in die Hölle ...“ Es schmerzt mich immer, wenn ich von solchen Geschichten aus der Vergangenheit höre oder von überzogenen frommen Erwartungen, die mancher Seele Schaden angetan haben. Genau davon sind wir frei. Punkt. Die Freiheit kennt bei Gott kein „Aber ...“.

Wir können, wir dürfen und – als Baptistengemeinden – wollen wir diese Freiheit überhaupt nicht einschränken. Im Gegenteil: Allein in der Verantwortung vor Gott und nicht vor anderen Menschen folgen wir der Liebe Gottes, wie sie uns in Jesus offenbart wurde. Das macht uns aus. Nicht wir räumen uns das Recht auf Freiheit ein, sondern Christus schenkt es uns. So gesehen baut unser Leben, unsere Freiheit immer nur auf dem Geschenk auf, das Gott uns durch Christus macht.

So weit, so gut. Aber wie gestaltet man in dieser Freiheit nun das Leben? Wie gestaltet sich dann das Zusammenleben? Wie sieht das Miteinander dann hier in unserer Gemeinde aus – bei uns Baptisten?

Freiheit wird ja heutzutage oftmals lediglich durch die Abwesenheit von Zwang beschrieben. Auch Paulus tat das. Doch bleibt er dabei dann nicht stehen. Er schreibt auch, was uns zur Freiheit antreibt: ein Glaube, also ein Zutrauen zu Gott, durch den die Liebe tätig wirkt. Das ist doch das stärkere Motiv für unsere Freiheit, die hier nun auch für uns in der Gemeinschaft gilt. Nicht die Abwesenheit von äußeren Zwängen allein macht uns frei. Das ist auch schön. Aber real ist Freiheit immer dann, wenn Menschen sich in Liebe einander zuwenden, einander in den Blick nehmen, vielleicht nicht gleich nach ihren Regeln und Erwartungen den anderen aburteilen oder auf ihn herabsehen, sondern auf ihren Anspruch einfach mal verzichten und sich diese eine Frage stellen: Was nützt dem anderen?

Freiheit entsteht nämlich immer dann, wenn wir einander annehmen, wenn wir versuchen, die Sicht des anderen zu verstehen, wenn wir aus dem Geist unseres Glaubens heraus gemeinsam einen Weg suchen, auf dem die Liebe tätig wird. Freiheit führt also immer durch ihr innerstes Motiv – die Liebe – die Menschen zusammen. Sie zertrennt nicht. Sie schließt nicht aus. Das tut nur unser Egoismus.

Freiheit – das haben uns die Gründungsväter also mit dem Grundwert unserer Kirche in die Wiege mit hineingelegt – entsteht für uns heute immer dort, wo Menschen offen und ehrlich aufeinander zugehen, wo wir uns nicht durch unsere Ängste oder Sorgen leiten lassen, wo wir uns nicht an selbst gemachte Vorstellungen oder Frömmigkeitsregeln klammern und damit anders Denkende oder anders Lebende vom Reiche Gottes ausklammern.

Nein, Freiheit finden wir Baptistinnen und Baptisten gerade überall dort, wo Menschen sich – wie Gott sich in Christus ohne irgendeine Vorbedingung uns zuwandte – in Liebe begegnen. Darum ist die Freiheit, zu der wir durch Christus befreit sind, bis heute unser Grundwert. Darum verstehen wir Baptistinnen und Baptisten uns weltweit als eine Gemeinschaft, die von Gott zur Freiheit berufen ist, die gemeinsam in der Verantwortung vor Gott und dem eigenen Gewissen Jesus Christus in Liebe nachfolgen will.

AMEN



## 2. Mit Gott verbunden und untereinander gleichwertig (1. Petrus 2,5-10)

**Baptist\*innen sind Menschen, die als an Jesus Gläubige – das schließt alle ein, die sich als Christ\*innen verstehen – unmittelbar mit Gott verbunden und untereinander gleichwertig sind. In ihrer Gemeinschaft sind alle Dienste/ Ämter/ Funktionen gleichwertig und stehen allen offen.**

Vor zwei Wochen haben wir eine kleine Predigtreihe über die sogenannten „baptist principles“ – also über die Grundwerte unserer Kirche – begonnen. Wir haben über den typisch baptistischen Grundsatz nachgedacht, dass wir Baptistinnen und Baptisten alle Freiheit haben, einer anderen Meinung zu sein. Wir haben gelernt, dass Meinungsvielfalt in unserer Kirche großgeschrieben wird. Freiheit aus dem Glauben heraus ist ein wirklich starker Ausdruck unserer Spiritualität. Denn aus der persönlichen inneren Freiheit heraus, wagten damals im 19. Jahrhundert unsere Gründungsväter, ihre eigene Überzeugung neben jede andere dieser Welt zu stellen.

Der Blick, den wir dazu in die Entstehungsgeschichte unserer Kirche warfen, bestätigt, dass die ersten Baptisten im 19. Jahrhundert sich ihrer Freiheit im Glauben bewusst waren. Sie nannten sich „Dissenters“ – also Andersdenkende – oder „Nonkonformisten“ – also Unangepasste. Und ihre Positionen waren auch in erster Linie Opposition. Unsere Grundväter wagten die offene Fehde und den dogmatischen Streit mit der damals vorherrschenden Staatskirche. Mit Fürsten und Bischöfen legten sie sich an. Selbst mit dem Monarchen rang man in England um die eigene Haltung.

Aus unserem heutigen demokratischen Verständnis heraus, waren sie ja mit Recht von ihrer Freiheit überzeugt. Wir denken alle, dass jeder Mensch in unserer Gesellschaft das Recht auf eine eigene Meinung hat – und damit auch auf seine eigene Glaubensüberzeugung. Nicht wenige zogen damals darum lieber den Kerker, die Verbannung oder sogar das Todesurteil vor, als diese Freiheit aufzugeben. Es ist schon wirklich erstaunlich, wie streitbar unsere Gründungsväter waren, wie sie sich eingesetzt haben für Werte, die uns heute so geläufig sind, für Werte, die uns so viele Möglichkeit und Chancen zur Entfaltung im Leben anbieten.

Und heute geht es um einen zweiten Grundsatz, der das baptistische Gemeindeleben prägt: das Bekenntnis dazu, **dass alle Christinnen und Christen mit Gott durch Christus unmittelbar verbunden sind und darum miteinander – ganz gleichwertig – Gott dienen.** Ich denke, viele kennen diesen Grundwert. Es geht um das sogenannte „Priestertum aller Glaubenden“, also darum, dass nicht irgendwelche festgeschriebenen Bekenntnisse unsere Spiritualität prägen oder irgendwelche Kirchenordnungen oder eine Wust an Kirchlichkeit, sondern dass wir als Baptisten und Baptistinnen in erster Linie frei sind für ein Leben, das alleine Gott gegenüber Rechenschaft ablegt – und zwar ohne Rücksicht auf freiheitsscheue Menschen oder ohne das Ansehen der Person und ihrer Bekanntheit. Geld und Einfluss zählen nicht in unserem Gemeindeleben. Alle Menschen gelten hier bei uns als gleichwertig.

Allein die Liebe Gottes und sein Reich sind unsere Orientierungspunkte, an denen wir als Baptistinnen und Baptisten unser Leben ausrichten. Und das ganz freiwillig, ganz ohne Zwang. Darum nennen wir uns ja „Freikirche“. Baptistengemeinden sind also eine Kirche der Freiheit und der Freiwilligkeit. Ein Klassen- oder Amtsdenken kennen die Baptisten damit nicht. Im Gegenteil: Wir vertreten das „Priestertum aller Glaubenden.“ Und diesen Grundsatz wollen wir uns heute nun genauer anschauen.

Der Baptistenpastor Dr. Dietmar Lütz schreibt in seinem Buch „Für die Freiheit des Evangeliums. Sieben (gute) Gründe, Baptist zu sein – und zu bleiben“ (1993, S. 10) zu Recht dazu, und ich zitiere: „Mit diesem Grundsatz betreten wir das Allerheiligste des baptistischen Selbstverständnisses. Doch wir sind [dort] nicht allein in diesen Heiligen Hallen ...“ Und dann zählt er auf, wie stark unsere Kirche und Spiritualität vom Gedanken des „Priestertums aller Glaubenden“ geprägt ist, wie dieser Grundwert als Geist der protestantischen Reformationsbewegung des 16. Jahrhunderts unsere Gemeinden durchweht und dass uns mit Luther, Zwingli und Calvin der Protest gegen jede Form von einer hierarchisch gegliederten Kirche eint.

Die Verkündigung des Evangeliums, die Austeilung des Abendmahls oder der Taufe, aber auch das Eintreten vor Gott für eine menschenwürdigere Welt braucht eben nach baptistischer Grundüberzeugung keine besondere „Weihe“ – also keine letztverbindliche menschliche Instanz. Allein durch die Kraft des Heiligen Geistes, so wie sie uns durch Jesu Auferstehung in der Bibel bezeugt wird, verbindet sich Gott unmittelbar mit allen Christinnen und Christen und befähigt sie, ihre Begabungen und Fähigkeiten für andere Menschen einzusetzen.

Das „Priestertum aller Glaubenden“ – also die Tatsache, dass alle Christinnen und Christen durch den Heiligen Geist mit Gott verbunden sind und darum das Reich Gottes im Hier und Jetzt mit ihren Fertigkeiten mitprägen, diese Erkenntnis sahen unsere Gründungsväter – wie auch vor ihnen schon die Reformatoren – im Bibeltext 1. Petrus 2,5-10 verbrieft. Darum möchte ich uns diese Bibelstelle hier vorlesen:

### **1. Petrus 2,5-10 (Luther 2017)**

5 Und auch ihr als lebendige Steine erbaut euch zum geistlichen Hause und zur heiligen Priesterschaft, zu opfern geistliche Opfer, die Gott wohlgefällig sind durch Jesus Christus.

6 Darum steht in der Schrift (Jesaja 28,16): „Siehe, ich lege in Zion einen auserwählten, kostbaren Eckstein; und wer an ihn glaubt, der soll nicht zuschanden werden.“

7 Für euch nun, die ihr glaubt, ist er kostbar. Für die aber, die nicht glauben, ist er „der Stein, den die Bauleute verworfen haben; der ist zum Eckstein geworden“ (Psalm 118,22)

8 und „ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Ärgernisses“ (Jesaja 8,14). Sie stoßen sich an ihm, weil sie nicht an das Wort glauben, wozu sie auch bestimmt sind.

9 Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein Volk zum Eigentum, dass ihr verkündigen sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat aus der Finsternis in sein wunderbares Licht;

10 die ihr einst nicht sein Volk wart, nun aber Gottes Volk seid, und einst nicht in Gnaden wart, nun aber in Gnaden seid (Hosea 2,25).

Das ist nun wirklich ein sehr interessanter Text: Der Text eröffnet etwas, was zur damaligen Zeit – also vor Jesu Zeit bis 70 n. Chr. – bis zur Zerstörung des zweiten Tempels in Jerusalem – nur ganz wenigen Menschen vorbehalten und im jüdischen Volk nicht unumstritten war. Und das ist – ihr werdet es ganz leicht erraten – der Priesterdienst, wie wir ihn aus dem Alten Testament kennen.

Der 1. Petrusbrief greift in dieser Textstelle eine innerjüdische Debatte auf und zieht sie ganz weit auf. Der Priesterdienst, das muss man wissen, bestand im Alten Testament im Wesentlichen doch darin, dass man am Jerusalemer Tempel Opfer darbrachte. Nicht irgendwelche Opfer, sondern ganz bestimmte. Aus einem persönlichen Anlass heraus pilgerten die Juden damals zum Tempel nach Jerusalem und übergaben dort als Dank, als Fürbitte oder als Wunsch, gesegnet zu werden, den Priestern ein Tier, ein Brot oder andere festgelegte Opfergaben.

Die Priester mussten diese nun entgegennehmen und sie auf einem Opferaltar in einem abgesonderten Bereich des Tempels dann darbringen. Entsprechend des Anlasses sprach der Priester dann ein Dank-, ein Fürbitten- oder Segensgebet. Also vereinfacht gesagt: Die Priester halfen damals den Menschen, ihr Leben immer wieder neu aus der Zuwendung Gottes heraus zu verstehen und zu deuten.

Der Hohepriester allerdings brachte im Innersten des Tempels, also dort, wo selbst der normale jüdische Mensch keinen Zugang mehr hatte, das sogenannte Sündopfer dar. Er war also für die Vergebung zuständig. Nur er allein konnte sie dem einzelnen Menschen oder auch dem ganzen Volk durch das Darbringen eines Tieropfers zusprechen. Die Opfergabe für ein Sündopfer konnte damals dann ein Stier sein, der gerne für große gottesdienstliche Anlässe geopfert wurde, oder eine kleinere Ziege, ein Schaf oder einfach eine Taube, die sich arme Menschen als Opfergabe leisteten. Die Vergebung aber, egal welches Tier nun geopfert wurde, blieb immer dieselbe.

Wenn man nun noch zu diesem Tempelkult hinzuaddiert, dass es seit dem 2. Jahrhundert vor Christus eine intensive innerjüdische Debatte über das Priestertum am Tempel gab, dass zur Zeit von König Herodes dem Großen, also in der Zeit, in der Jesus geboren wurde, dem König versagt war, wie es sonst üblich war, automatisch auch Hohepriester zu werden, weil er eben nicht jüdischer, sondern edomitischer Abstammung war; wenn man darum hinzuaddiert, dass seit den sogenannten Hasmonäer-Kriegen die Pharisäer als Laienbewegung im 1. und 2. Jahrhundert v. Chr. mit dem Hinweis auf alttestamentliche Texte für eine Öffnung des Priesterdienstes eintraten, dass sie dem Tempelkult den Kampf angesagt hatten und den Priesterdienst symbolisch nicht auf einzelne Personen, sondern auf das ganze jüdische Volk bezogen wissen wollten; wenn man nun auch noch hinzuaddiert, dass die Pharisäer eben nicht die Opfer durch einen einzelnen Priester als Zentrum des jüdischen Glaubens verstanden, sondern das Gebet als das gottgewollte Opfer im Alltag und Zuhause ansahen, dann zeichnet sich in unserem Bibeltext doch folgendes Bild ab:

Was damals lange Zeit nur wenigen Amtspriestern bis zur Zerstörung des Tempels 70 n. Chr. vorbehalten war, nämlich dass der Zuspruch, den bisher einige wenige Priester und der Hohepriester den Menschen als Gottes Zuwendung vermittelten, nicht mehr nur auf wenige Menschen beschränkt sein sollte, sondern allen gilt. Die Pharisäer also, die meines Wissens in der Forschung mittlerweile als eine sehr innovative innerjüdische Laien- und Reformbewegung zur Zeit Jesu und auch zur Zeit der ersten Christen gilt, setzten sich schon weit vor der Abfassung des 1. Petrusbriefes für die Öffnung des jüdischen Priesterdienstes ein und wollten ihn auf eine ganze Volksgruppe beziehen. Sie wollten ernst machen mit den Texten der Bibel, in denen Gott z.B. in 2. Mose 19,6, davon spricht, dass das ganze jüdische Volk ein priesterliches Königreich ist, oder wie es Jesaja 61,6 in einer Endzeitvision ausdrückt: „Ihr aber sollt Priester des Herrn heißen, und man wird euch Diener unseres Gottes nennen ...“ Aber erst mit der Zerstörung des zweiten Tempels in Jerusalem – also 70 n. Chr. – setzte sich dann diese Öffnung in der Deutung des priesterlichen Amtes auch in der Öffentlichkeit durch.

Wenn uns nun zu diesem Hintergrund jetzt auch bekannt ist, dass der 1. Petrusbrief gut 20 Jahre nach der Zerstörung des Tempels, also um 90 n. Chr. herum, von einem unbekanntem Verfasser geschrieben wurde, dann ergibt doch das Bild von den lebendigen Steinen verbunden mit der Rede von dem „Priestertum aller Glaubenden“ einen aktuellen Sinn: Wir verstehen plötzlich, wie der 1. Petrusbrief die theologische Linie der Pharisäer noch viel weiter auszieht und noch weiter öffnet. Wir sehen, dass es den Tempel mit den toten Steinen nicht mehr gibt, dass der Opferkult darum auch gar nicht nötig ist, dass wir Christinnen und Christen nun der Tempel sind, in dem und durch den Gott lebt. Den Eckstein unseres Lebens hat Gott selbst durch Christus – mit dem Tod am Kreuz und mit der Auferstehung – immer schon auf die Vergebung aller Schuld hin für uns angelegt.

Und das ist wichtig: Denn als solche ziehen wir im 1. Petrusbrief nun als besondere Priesterschaft durch unsere Welt und vermitteln allen Menschen die Hinwendung Gottes zu uns. Unsere Gründungsväter verstanden das. Sie sahen, dass Gott alle Menschen liebt. Sie erkannten, dass wir als Christinnen und Christen alle gleichwertig mit unseren Bitten und Gebeten vor Gott stehen und immer nur das, was wir von Gott empfangen haben, weitergeben. Nichts anderes machten damals doch die Priester dort am Tempel zu Jerusalem im Grunde auch. Was ist das für ein hoffnungsvolles und interessantes Bild, das uns die Bibel hier in der Tiefe heute noch vermittelt? Was für ein Reichtum steckt im „Priestertum aller Glaubenden“ für uns? Welche Kraft geht von der Grundüberzeugung aus, dass wir alle Bittsteller sind. Egal, ob wir nun als Theologen oder Pastoren vor den Menschen stehen, ob wir uns gut oder schlecht in der Bibel auskennen, ob wir schon alte Hasen im christlichen Glauben sind oder noch ganz jung in unserem Christusglauben, wir alle sind vor Gott in ganzer Linie gleichwertig.

Diese Erkenntnis, dieser Grundwert, prägt ganz stark – weltweit bis heute – unsere baptistische Spiritualität. Aber nun tritt noch ein interessanter und auch wichtiger Aspekt zum „Priestertum aller Glaubenden“ hinzu. Nicht alle erbitten das Gleiche. Nicht alle erhalten das Gleiche. Der Gabenpluralismus vermittelt uns: Wir brauchen hier einander. Wir sind in Christus aufeinander angewiesen. Füreinander zu beten, miteinander Gott zu begegnen, sich gegenseitig Gottes Liebe und Segen zuzusprechen, alles das macht unser Nehmen und Geben, unser Austeilen und Empfangen, unser Bitten und Erhalten als lebendige Gemeinschaft vor und für Gott aus.

Soweit, so klar: Das also macht uns heute hier als Kirche aus. Wir sind tatsächlich – gerade in diesem Punkt – eine sich sehr weit aus dem Fenster lehrende Gemeinschaft, die vor Gott für Menschen einsteht. Doch welche Konsequenz folgt daraus? Welche Herausforderung tut sich im Gemeindeleben auf, wenn jede oder jeder seine Fähigkeiten und Begabungen mit einbringt? Wenn wir wirklich ernst nehmen, dass keiner von irgendeinem Dienst ausgeschlossen werden darf, jede und jeder, die oder der an Christus glaubt, wirklich alles machen darf? Was braucht es da für Freiräume? Wie kann der Grundsatz vom „Priestertum aller Glaubenden“ so ausgelegt werden, dass in aller Freiheit ein größtmöglicher Freiraum eröffnet wird, in dem wir unsere Fähigkeiten auch gleichberechtigt und gleichwertig ausleben?

Denn nicht immer war das doch der Fall. 1849, auf der ersten Bundeskonferenz der neu entstandenen Gemeinden, drehte sich bei unseren Gründungsvätern z.B. eine Debatte um die Frage: Dürfen Frauen das Abendmahl auch austeilen? Und müssen sie beim Gebet verschleiert sein? Was soll ich sagen: Man war damals noch ziemlich engherzig. Da war kein Priestertum von allen Glaubenden. Im Gegenteil: Während Gottfried Wilhelm Lehmann als Berliner Gründervater sich für die Öffnung der Abendmahls und der Gebetspraxis aussprach, überstimmten Johann Gerhard Oncken, Julius Köbner

und die anderen Brüder aus dem Westen seinen Antrag. Die Frauen sollten gefälligst still sein in der Gemeinde. Weder Abendmahl austeilten war damals drin, noch – und jetzt zitiere ich aus dem Protokoll der ersten Bundeskonferenz von 1849: „Lehmann stellt den Antrag: Die Versammlung hält dafür, dass es jeder Schwester frei stehe, beim Gebet in der Versammlung das Haupt zu bedecken oder nicht. Die Versammlung erhebt den Antrag Stabenow's zum Beschluss während sie Lehmann's ablehnt. Köbner stellt nun folgende Anträge: 1. Die Versammlung glaubt, dass es Schwestern nicht gestattet sein könne, unter sich das Abendmahl zu feiern. 2. Den Schwestern ist es in den Versammlungen der Gemeinde nicht gestattet zu lehren oder (und jetzt haltet euch bitte fest!) zu beten. [...] Beide Anträge von Köbner werden angenommen ...“

Nicht schlecht, Herr Specht! Das dachte ich beim Durchlesen. So war das früher. Gott sei heute wirklich Lob und Dank: Das sehen wir jetzt anders. Frauen dürfen beten, sie dürfen das Abendmahl austeilten – sie dürfen alles, was wir Männer auch dürfen.

Ich erzähle das nicht, um unsere Gründerväter schlecht zu machen. Die haben ehrlich mit der Bibel um ihre Position gerungen. Ich schildere das, weil solche Debatten uns auf einen Punkt hinweisen: Welchen Freiraum muss es hier bei uns geben? Welche Möglichkeiten müssen wir als Baptistengemeinde den Menschen einräumen, damit wirklich alle gleichwertig ihren Begabungen und Fähigkeiten als Priesterinnen oder Priester vor Gott gerecht werden?

Und ich habe dazu folgende Begebenheit vor vielen Jahren in einer kleineren Baptistengemeinde erlebt. Das will ich hier zum Abschluss noch erzählen. Denn dieses Erlebnis hat meinen Blick auf diesen Grundwert, das „Priestertum aller Glaubenden“, tief geprägt:

Nach einem Gabentest, den man in der Gemeinde dort machen konnte, kam heraus, dass ein Bruder die Begabung zum Predigen hätte. Ich betone „hätte“, denn er war schon über 70 Jahre alt und hatte sich bisher noch nie mit dem Predigen beschäftigt. Aber er wollte vor Gott offen für die Gabe sein. Also fragte er an, ob er nicht mal predigen könnte. Der Pastor ließ ihn auch in einem Sonntagsgottesdienst predigen. So weit, so gut. Aber was dann geschah, das finde ich beeindruckend: Denn der Bruder fing eigentlich ganz gut an, aber nach fünf Minuten stockte er und hörte auf. Er stellte sich vor die ganze Gemeinde und sagte mit wackelnder Stimme: „Wisst ihr was, liebe Gemeinde, ich habe zwar einen Gabentest gemacht und dabei ist herausgekommen, dass ich die Gabe des Predigens habe. Aber egal: Mir ist beim Sprechen bewusst geworden: Ich habe sie nicht ...“ Nachdem er das gesagt hatte, setzte er sich hin. Und anstatt ein betretenes Schweigen in der Gemeinde zu erleben, sprach einer von den Predighörern: „Wisst ihr was, das ist nicht schlimm. Dann singen wir halt einfach und loben Gott dafür, dass du dich das getraut hast ...“ Was soll ich sagen: Die Gemeinde sang dann echt ganz laut.

Diese Begebenheit ist bei mir hängen geblieben, denn sie zeigt mir: Wenn wir nicht nur vom „Priestertum aller Glaubenden“ reden, sondern es auch leben wollen, verlangt uns das ganz viel Respekt ab – und zwar vor jedem Menschen. Denn jeder darf sich einbringen. Das Priestertum aller Glaubenden schenkt uns diese Freiheit, dass wir alles hier aus freien Stücken tun. Man kann sich einbringen – aber man muss eben auch nicht.

Das schmälert nichts von Gottes Liebe. Ich jedenfalls träume beim zweiten Grundwert unserer baptistischen Prinzipien, dass wir Baptistinnen und Baptisten heutzutage eine offenherzige Gemeinschaft vor Gott sind, die nicht in Druck und Zwang zurückfällt, wenn einmal etwas nicht so klappt

oder Menschen hier in unserer Mitte versagen. Ich träume, dass Baptistinnen und Baptisten Priesterrinnen und Priester unseres Gottes sind, die besonders in den Grenzsituationen des Lebens, so wie damals die Priester am Tempel auch, mit offenen Händen und weitem Herzen für die Liebe Gottes eintreten und die Gnade Gottes und den Segen gerade dann den Menschen zusprechen.

AMEN

# 3. Glaubens- und Gewissensfreiheit

## (1. Petrus 2,11-17)

**Baptist\*innen sind Menschen, die sich für die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und der Religionsausübung einsetzen und für die Trennung von Kirche und Staat eintreten.**

Erinnert ihr euch noch an den 11. September 2001? Als um 8:46 Uhr Selbstmordattentäter der islamistischen Terrororganisation al-Quaida vier Flugzeuge entführten und zwei davon in die Türme des World Trade Centers in New York steuerten? Als Terroristen das dritte Flugzeug auf das Pentagon abstürzen ließen und das vierte von den Passagieren selber zum Absturz gebracht wurde, bevor es Washington D.C. erreichen konnte?

Millionen Menschen verfolgten damals am 11. September 2001 diese grausamen Ereignisse. Ich kam gerade aus dem Wald. Ich steckte mitten in meinen Diplomprüfungen und hatte bei einem ausgedehnten Morgenspaziergang das Fach Kirchengeschichte wiederholt. Als ich mich ins Auto setzte und das Radio anmachte, kam diese Nachricht. Im ersten Moment dachte ich: Der Moderator scherzt. Und ich regte mich innerlich auf, denn mit so was macht man keine Scherze. Erst allmählich begriff ich: Diese Meldung ist ernst. Also bog ich von der Landstraße ab, fuhr zum Mediamarkt ins Industriegebiet von Göttingen und sah die brennenden Türme auf allen Bildschirmen. Die Welt stand damals still für mich. Immer und immer wieder sah ich diese Bilder. Bis heute haben sie sich eingebrannt. Knapp 3.000 Menschen kamen damals ums Leben.

Dieser Anschlag veränderte die Welt. Zunächst herrschte nämlich eine Schock-Starre. Muslime wie Nicht-Muslime wurden von der Brutalität der Bilder überrollt. Und Begriffe wie „al-Quida“, „islamistischer Terror“, „Kreuzzug“ oder auch die „Achse des Bösen“ prägten dann die anschließende Debatte. Kriege brachen los. Das Freund- und Feinddenken kam nach dem gerade erst überwundenen Kalten Krieg wieder hoch. Ganz schleichend setzten dann so krude Thesen oder Pauschalurteile in der Mitte der Gesellschaft ein: Muslime sind „aggressiv“; sie sind „rückwärtsgewand“, „demokratie- und frauenfeindlich“. Manche fürchteten auf einmal: „Der Islam will nun das gute, alte christliche Abendland unterwandern ...“

Seit dem 11. September 2001 ist unsere Welt tatsächlich eine andere geworden: All diese Zuschreibungen, so haben soziologische Untersuchungen mittlerweile festgestellt, lassen sich seit diesem Tag von nun ab lautstark in der Mitte der Gesellschaft wiederfinden. „Deutschland schafft sich ab ...“ Solch ein Buch wurde nicht etwa von einem AfD-Politiker vor einigen Jahren geschrieben. Nein, dieses Buch schrieb ein in Berlin damals sehr prominentes SPD-Mitglied, nämlich Thilo Sarrazin, der von 2002 bis 2009 in finanzpolitischer Verantwortung für unsere Stadt war.

Es kommt also nicht von ungefähr, dass vor etwas mehr als sieben Jahren der Deutsche Bundestag vor vollem Haus – und das zeigt schon die ganze Brisanz – zur emotional sehr aufgeladenen Debatte über die Lage zur „Religions- und Glaubensfreiheit“ in und außerhalb von Deutschland einlud. 90 Minuten lang debattierten im Dezember 2010 die Abgeordneten über diese Frage, die bis dahin uns

allen so geläufig schien: „Darf in unserem Land jeder seinen Glauben wirklich ganz frei ausüben ...? Gibt es nicht auch Grenzen? Gibt es nicht auch Einschränkungen?“

Bisher, so dachten wir alle, streitet man darüber nicht. „Natürlich darf man glauben, was man möchte.“ Das war Konsens. Aber die Pegida-Aufmärsche oder die immer wiederkehrenden Anschläge auf Moschee-Neubauten zeigen uns, wie sehr das Menschenrecht auf Religionsfreiheit auch hier in unserem Land ganz plötzlich wieder mitten im Fokus ist. Sie zeigen uns, wie wichtig es ist, sich wieder mit der „Glaubens- und Gewissensfreiheit“ zu beschäftigen. Uns ist heute nämlich kaum bewusst, wie unser Land aussehen würde, wenn es keine Religions-, keine Glaubens- oder keine Gewissensfreiheit bei uns gäbe.

Nicht immer war das ja der Fall: Die Einsicht, dass jeder Mensch das Recht hat, seinem Gewissen vor Gott und vor den Menschen zu folgen, musste langsam erst heranreifen. Gerade im Christentum galt die Idee davon, dass ein Mensch das Recht hat, derjenigen religiösen Überzeugung anzuhängen, die er für richtig hält, und diese dann gemeinsam mit Gleichgesinnten zu praktizieren und auch weiterverbreiten zu dürfen, lange als eine modernistische Außenseiterposition. Obwohl sie schon früh von Theologen in der noch ziemlich jungen Kirche im 2. Jahrhundert und 3. Jahrhundert gefordert wurde<sup>1</sup>, setzte sich schon hundert Jahre später – also im 4. Jahrhundert – unter dem römischen Kaiser Konstantin die Entwicklung des Christentums zur Staatsreligion durch.

Die Folgen waren schwerwiegend, denn bis weit ins 19. Jahrhundert hinein – und teilweise noch länger – galt es in vielen christlich geprägten Ländern als Aufgabe des Staates, durch staatliche Religionspolitik für die Moral und das Seelenheil zu sorgen. Mit staatlichen Mitteln wurde der religiöse Monopolanspruch des Staates, verbunden mit der Kirche, dann durchgesetzt. Abweichler, wie die Täuferbewegung in der Reformationszeit, wurden verfolgt und hingerichtet. Erst spät, so sarkastisch das jetzt klingt, durften sie dann wenigstens das Land verlassen, sich woanders niederlassen, und zwar dort, wo man sie duldete.

Aus heutiger Sicht kann man sagen: Nur, wo die Anwesenheit der religiösen Abweichler einem Staat ökonomische Vorteile einbrachte, war in der Geschichte Europas Raum für Toleranz.

Und das alles zeigt uns: Der Gedanke, dass das Christentum ohne staatliche Hilfestellung existieren könne, dass es dem Wesen des christlichen Glaubens sogar geradewegs widerspräche, Menschen staatlicherseits zu religiösen Meinungen und Praktiken zu nötigen, diese Einsicht wurde zwar schon im 16. Jahrhundert vom linken Flügel der protestantischen Reformationsbewegung, den Täufern und Spiritualisten, durchs Bibellesen wiederentdeckt und als Menschenrecht dann in unsere Welt eingetragen. Aber es dauerte noch lange, bis die Glaubens- und Gewissensfreiheit auch in unserem Land ein Grundrecht wurde.

<sup>1</sup> So **Martin Rothkegel**, Der baptistische Kampf für Religionsfreiheit, in: Elstaler Impulse – Baptismus (2013), S.14: „Es ist ein Menschenrecht, ein angeborenes Freiheitsrecht jedes Menschen, das zu verehren, was er für gut hält. Die Gottesverehrung des einen bringt dem anderen weder Schaden noch Nutzen. Es widerspricht dem Wesen von Religion, irgendjemanden zur Gottesverehrung zu zwingen, da sie aus freien Stücken erfolgen muss und nicht aus Zwang ...“ (Tertullian im Jahr 212).



Mit gutem Recht forderten die Baptisten mit der Bibel in der Hand seit ihren Anfängen, dass jede Staatsgewalt sich ganz neutral in allen religiösen Fragen zu verhalten habe und dass sie jede Art der Religionsausübung garantieren muss. Glaube, davon waren unsere Gründungsväter überzeugt, ist immer eine Sache der Freiheit. Und man zog dann zur Begründung immer wieder Bibelstellen heran, legte sie aus und diskutierte über sie.

Und über eine Bibelstelle will ich heute mit euch nachdenken. Denn das Thema „Religionsfreiheit“, das Thema „Glaubensfreiheit“, also die Frage: „Wie frei darf, wie frei kann eigentlich ein Mensch seinem eigenen Gewissen und seiner eigenen Überzeugung folgen?“, ist ja nicht nur heute für das gesellschaftliche Zusammenleben interessant. Es muss ja auch nach innen, also in unsere Kirche hinein, in unserer Gemeinde, ebenso gelten. Und ich lese uns dazu einen Bibeltext aus 1. Petrus 2,11-17 vor.

### **1. Petrus 2,11-17 (Luther 2017)**

11 Ihr Lieben, ich ermahne euch als Fremdlinge und Pilger: Enthaltet euch von fleischlichen Begierden, die gegen die Seele streiten,

12 und führt ein rechtschaffenes Leben unter den Völkern, damit die, die euch als Übeltäter verleumden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tag der Heimsuchung.

13 Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem König als dem Obersten

14 oder den Statthaltern als denen, die von ihm gesandt sind zur Bestrafung der Übeltäter und zum Lob derer, die Gutes tun.

15 Denn das ist der Wille Gottes, dass ihr durch Tun des Guten den unwissenden und törichten Menschen das Maul stopft –

16 als Freie und nicht als hättet ihr die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit, sondern als Knechte Gottes.

17 Ehrt jedermann, habt die Brüder und Schwestern lieb, fürchtet Gott, ehrt den König!

Vielleicht erinnern wir uns daran: Der 1. Petrusbrief kennt eigentlich die Religionsfreiheit so nicht. Aber die Freiheit, anders denken zu können, anders glauben zu dürfen, sich seine religiöse Überzeugung nicht von einem Staat vorschreiben zu lassen und dennoch in Verantwortung gegenüber dem Staat zu leben, diesen Gedankengang sahen unsere Gründungsväter hier in diesem Bibeltext schon angelegt

90 n. Chr., so nimmt man an, wurde der 1. Petrusbrief geschrieben. Und er wird in einer Situation abgefasst, in der die Christen zumindest bedrängt und benachteiligt werden. Der Bibeltext spricht deutlich von Verleumdungen, also Vorwürfen, mit denen man die Christen auf Grund ihrer Religion zu Verbrechern gegenüber dem damaligen Staat, dem Kaiser, machte.

Und genau dieser Zusammenhang ist nun für die „Glaubens- und Gewissensfreiheit“ hier jetzt interessant. Denn was heißt das? Was meint der 1. Petrusbrief, wenn er uns angesichts der ganzen Pauschalierungen und Vorverurteilungen, die seit dem 11. September 2001 z.B. gegen Muslime ganz offen vorgetragen werden, ermutigt, als Christen rechtschaffen zu bleiben und alle Menschen zu achten?

Ich frage mich: Wie halten wir das mit der Achtung? Wie drücken wir den Respekt gegenüber allen andersgläubenden Menschen aus? Gegenüber Muslimen zum Beispiel? Hätten wir z.B. ein Problem damit, wie es am Anfang unseres Gottesdienstes gefragt wurde, wenn in unserer Straße eine Moschee gebaut würde? Wie steht es mit der Achtung der Atheisten? Menschen, die bewusst den Gedanken, dass es einen Gott gibt, ablehnen? Das ist übrigens die größte Gruppe, mit der wir in Berlin zusammenleben. Wie reden wir mit ihnen? Wie begegnen wir ihnen? Auch für sie gilt doch das Recht auf „Glaubens- und Gewissensfreiheit“. Oder wie ist das, wenn jemand die Kirche oder sogar seine Weltanschauung wechselt? Wenn ein Baptist zum Katholiken wird? Wenn eine evangelische Christin zum Judentum oder zum Islam wechselt? Ich kenne nicht wenige Christinnen und Christen, die haben damit so ihre Probleme, die würden solche Menschen eher etwas schräg angucken. Vielleicht tratschen wir auch hinter ihrem Rücken. Auf jeden Fall ist so ein Religionswechsel für uns sehr ungewohnt. Mancher Familienangehörige hat mit der Toleranz dann seine Mühe.

Oder mal nach innen in unsere Kirchenpraxis hinein gefragt: Würdet ihr als Gemeinde z.B. eine Pastorin einstellen, deren Mann muslimisch ist und die Kinder vielleicht bekennende Atheisten? Schon wenn ein Pastorenehepaar konfessionsverschieden ist, wenn die Frau des Pastors zum Beispiel zur Landeskirche gehörte oder wenn ein Ehepartner jüdischer Herkunft war, stellten und stellen viele Baptistengemeinden diese Geschwister nicht als Pastorin oder Pastor ein. Erst seit letztem Jahr akzeptieren wir in unserem Kirchenbund, wenn ein Ehepartner einer Pastorin oder eines Pastor nicht Baptist ist, sondern einer anderen Kirche angehört.

Die Frage nach der Glaubensfreiheit berührt also nicht nur die Fragen: Garantiert uns der Staat hier als Gemeinde ein Versammlungsrecht? Redet uns die Politik nicht rein in das, was wir hier glauben? Nein, das Eintreten für die Freiheit des Glaubens, für die Freiheit des Gewissens und der Einsatz für die freie Religionsausübung durchkreuzt auch das Gemeindeleben und spricht ganz offene unsere innerkirchlichen Gestaltungsfragen an.

Wir denken eigentlich viel zu wenig darüber nach, wie stark die Glaubens- und Gewissensfreiheit, für die unsere Gründungsväter so vehement eintraten, das Gemeindeleben prägen. Viel zu sehr halten wir das Recht, seinen eignen Glauben zu haben, diesen eigenen Glauben auch auszuüben, so lange für selbstverständlich, wie er unser binnenkirchliches Leben nicht in Frage stellt. Aber wenn wir den Einsatz unserer Gründungsväter für die Glaubens- und Gewissensfreiheit ernst nehmen, dann geht das nur, wenn wir - so wie im 1. Petrusbrief beschrieben - „alle Menschen“ unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit achten, wenn wir vor anderen Weltanschauungen keine Angst haben. Der Respekt gegenüber allen Menschen und der achtsame Umgang mit ihren Überzeugungen ist ganz wesentlich dafür, warum sich Baptistengemeinden weltweit immer wieder für die Glaubens- und Gewissensfreiheit einsetzen. Denn wörtlich steht in 1. Petrus 2,17: „Ehrt alle.“

Nun mag das Wort „ehren“ vielleicht etwas schwergängig klingen. Leichter wird es schon, wenn wir den Hintergrund des Wortes wahrnehmen. Wenn wir wissen, dass das griechische Wort „ehren“ das deutsche Wort „wertschätzen“ meint. Denn dieses Wort stammt aus dem Wirtschaftsrecht und diente dazu, den Wert einer Sache einzuschätzen oder auch den Kaufpreis. Wenn wir also den Satz „ehrt alle,“ für uns heutzutage darum so übersetzten: „Schätzt alle Menschen wert!“, dann wird sehr deutlich, worauf der 1. Petrusbrief hier abzielt: Nämlich, dass wir als Menschen, die an Gott glauben, gerade aus unserem Gottesverständnis heraus den Wert eines jeden Menschen anerkennen und dass wir seine Würde darin finden, dass ihn Gott aus Liebe erschafft. Der 1. Petrusbrief ermahnt uns: Wir sollen also wirklich alle Menschen wertschätzen, weil wir glauben, dass jeder

Mensch unabhängig von seiner Herkunft oder Religion von Gott geschaffen ist. Weil Gott in Jesus Christus vorbehaltlos „Ja“ sagt zu uns Menschen. Allein darum können und sollen wir als Christen jeden Menschen in seinen Glaubensüberzeugungen anerkennen und wertschätzen.

Doch leicht fällt dieses Anerkennen nicht. Wir sind doch gewohnt, dass nur eine Religion Recht hat. Die Wahrheit ist in unserem Denken immer absolut. Aber: Dass ein Mensch seine Wahrheit in einer anderen Religion finden kann, dass sich laut dem Römerbrief Kapitel 1 und 2 Gott auch in der Schöpfung finden lässt, dass wir uns mit unserer bruchstückhaften Erkenntnis von der Wahrheit als Richter über Andersglaubende immer wieder allzu gern aufspielen, dass Gott auch außerhalb von unserer Religion den Menschen begegnet – dieser Gedanke lässt sich oft nur sehr schwer aushalten.

Besonders für uns als Europäer, für uns als Menschen, die mit einer fast 1.500jährigen Tradition des Staatskirchentums großgeworden und kaum an den Gedanken gewöhnt sind, dass Gott auch durch andere Religionen zu uns Menschen spricht, ist das sehr schwer auszuhalten. Doch wir müssen das. Denn nur so gelingt es uns, Menschen wirklich wertzuschätzen.

Was passiert denn, wenn wir den eigenen Glauben oder unsere eigene Erkenntnis als Wahrheit für den anderen absolut setzen? Wenn nur unsere Weltanschauung in der Welt zählt? Dann entsteht viel Druck: Wir grenzen dann ab. Wir grenzen dann aus. Die Angst macht sich dann schnell breit, dass der andere – z.B. ein Familienmitglied, das nicht an Gott glaubt – ganz heillos verloren ist. Also beginnen wir, auf Menschen einzureden. Wir versuchen, Familienmitglieder zum Glauben zu überreden. Immer schwingt die Angst mit, der andere könnte ja an meiner Wahrheit vorbeileben. Und je weniger der andere dann von meiner Wahrheit hören will, desto stärker wird der Druck, sie ihm zu sagen. Im Grunde aber führt das alles nur dazu, dass der andere nicht mehr zuhören will und dass er sich nicht in seinen Lebensfragen ernstgenommen sieht.

Wer nur seine eigene Weltanschauung oder Auffassung vom Glauben gelten lässt, der läuft ganz schnell Gefahr, dass er die Liebe zu den Menschen dieser Welt verliert – die Liebe, mit der Gott uns Menschen liebt. Vielleicht sollten wir darum erst einmal der Aussage des 1. Petrusbriefes zuhören, der uns sagt, dass alle unsere Lebensfragen anderen Menschen fremd sind, dass wir als Christen „Fremde und Gäste“ (1. Petrus 2,11) sind und darum hier in einer Welt leben, in der nicht wir die Gastgeber sind, sondern immer nur die Gäste. Von Gott und über Christus mit dem andern reden, meint doch dann, ganz sachte, ganz behutsam und vor allem mit dem gebührenden Respekt eines Gastes gegenüber seinem Gastgeber eben jene Lebensfragen miteinander zu bewegen, die beide haben. Von und über den Glauben reden heißt für mich, gemeinsam mit dem anderen – und nicht gegen seine Überzeugungen – die Suche nach der Wahrheit anzutreten und zu hoffen, dass bei dieser Suche uns beiden der lebendige Gott entgegentritt. Denn dieses Bibelwort begleitet mich doch auf der Suche: „Wenn ihr mich sucht, werdet ihr mich finden. Ja, wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, will ich mich von euch finden lassen. Das verspreche ich, der HERR.“ (Jeremia 29,13.14)

Mit anderen Glaubenden, mit anders Denkenden in unserer Welt so offenherzig umzugehen, das sind die Werke, die für mich zum Lob für Gott führen. Das meint für mich der Lebensstil, zu dem uns hier der 1. Petrusbrief ermuntert. Wo wir aber die Vielfalt gerade in den Glaubensfragen hindern, wo wir unsere Toleranz gegenüber anders Denkenden, Handelnden und Glaubenden aufgeben, wo wir also nicht wertschätzend miteinander umgehen und die Freiheit des Glaubens und des Gewissens einem anderen nicht zugestehen, da kann die Schöpfung Gottes kaum zum Strahlen kommen.

Erst, wenn wir die Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht nur nach außen, sondern auch nach innen – also bis in die Gemeinde, in unsere Familien oder in die Freundeskreise hinein – riskieren, wirft die Liebe Gottes doch ihr freundliches und ganz helles Licht auf unser Zusammenleben. Wo die Glaubens- und Gewissensfreiheit unseren Glauben prägt, kommt nämlich schnell zum Vorschein, was schon seit Anbeginn in unserer Welt von Gott her offenbar ist: die Vielfalt von uns Menschen.

AMEN

## 4. Gemeinsam Gottes Güte vermitteln (Johannes 20,19-23)

**Baptist\*innen sind Menschen, die als Gemeinschaft der Glaubenden am Wirken Gottes in der Welt teilhaben, indem sie durch ihr Leben die Güte Gottes vermitteln und sich für Gerechtigkeit einsetzen.**

Ein Junge – 10 Jahre alt – liegt abends weinend mit Bett. Seine Mutter hört das und geht zu ihm hin. Sie setzt sich an sein Bett und streichelt ihm über die Haare. Nach einer Weile fragt sie: „Was ist los? Warum weinst du?“ Der Junge versucht zu reden. Aber er kann es nicht. Er weint, und viele Tränen laufen. Erst mit der Zeit verschwindet der Kloß im Hals, und er sagt: „Mama, ich habe heute etwas Schlimmes getan.“ Dann weint er weiter.

Die Mutter sitzt still daneben. Sie nimmt seinen Kopf und legt ihn auf ihren Schoß. Sie streichelt ihm weiter über die Haare. Und der Junge fängt nochmal an. Er sagt: „Ich war heute bei meinem Freund. Bei Ken. Der hat ‘ne neue Zwillie. Und wir spielten damit ...“ Und plötzlich sprudeln seine Worte: „Wir übten Zielen. Erst sammelten wir kleine Steine. Steine, die nicht zu groß waren. Und dann schossen wir auf einen Baum. Als wir den trafen, sahen wir die Fenster von dem Pferdestall. Du weißt schon ... den Pferdestall unten an der Straße. Da, wo der Jäger wohnt. Und wir schossen auf die Fensterscheiben. Jedes Fenster ist da jetzt kaputt ...“

Dann wurde er ganz still. Der Junge weinte weiter, und die Mutter schwieg. Sie streichelte weiter seine Haare. Lange streichelte sie ihn. Doch dann begann auch sie zu reden: „Das ist wirklich schlimm ...“ Sie wirkte nachdenklich. Sie machte eine Pause. „Und was hast du jetzt vor?“, fragte sie den Jungen etwas später. „Mich zu entschuldigen“, sagte der Junge. „Das ist eine gute Idee“, antwortete sie ihm. „Willst du morgen hingehen?“ Der Junge schaute seine Mutter kurz an und sagte. „Ja!“

Dann sprach die Mutter weiter. Sie erzählte ihrem Jungen, dass das kein leichter Weg ist, dass der Nachbar nicht gerade dafür bekannt ist, dass er Entschuldigungen annimmt, dass er schnell aus der Haut fährt und manchmal sogar gewalttätig wird. Aber sie sagte auch: „Ich komme mit. Ich stelle mich hinter dich. Ich helfe dir. Ich bin da.“ Erst jetzt hörte der Junge auf zu weinen, und die Mutter fragte ihn: „Willst du, dass ich bete?“ Und der Junge wollte das. Also betete sie: „Müde bin ich, geh‘ zur Ruh‘, schließe beide Äuglein zu. Vater, lass die Augen dein über Torstens Bette sein. Hat er Unrecht heut getan, lieber Gott, sieh‘ es nicht an! Deine Gnad‘ und Jesu Blut machen allen Schaden gut ... Amen.“ Der Junge war ich. Ich schlief an diesem Abend ganz beruhigt ein.

Mir kam diese Begebenheit in den Sinn, als ich mich neulich mit meiner Mutter über den vierten Grundwert der Baptisten unterhielt. Der lautet nämlich: **„Baptistinnen und Baptisten sind Menschen, die - als Gemeinschaft und als Einzelne - aus ihrem Glauben heraus am Wirken Gottes in der Welt teilhaben, indem sie durch ihr Leben die Güte Gottes vermitteln und sich für Gerechtigkeit einsetzen.“**

Mir kam diese Begebenheit gerade darum in den Sinn, weil mir meine Mutter an diesem Abend etwas von der Güte Gottes vermittelt hat. Die Zuwendung, die Wärme – alles das brauchte ich an diesem Abend. Und am nächsten Tag ging meine Mutter dann mit mir zum Nachbarn hin. Sie stand hinter mir an seiner Tür und legte ihre Hände auf meine Schulter. Kurz vor dem Klingeln sagte sie noch: „Torsten, ich bin stolz auf dich. Du kannst in aller Ruhe sagen, was du gestern getan hast ...“

Erst jetzt erfuhr ich, wie schwierig damals die Verhandlungen meiner Eltern mit der Versicherung waren. Dass sie den Schaden nicht übernehmen wollte, weil es nicht meine Zville war. Meine Eltern wollten aber auch meinen Freund nicht preisgeben. Also haben sie alles aus eigener Tasche bezahlt. Mein Vater war darüber nicht erbaut gewesen. Er musste sich das Geld leihen. 18 Fenster ersetzte er. Aber er ließ sich nichts anmerken.

Ich fragte meine Mutter darum neulich: „Warum hast du das damals so getan? Woher kam die Ruhe? Woher kam die Kraft? Mir fehlt sie manchmal, wenn mir solch ein Fehlverhalten begegnet.“ Und da erzählte sie mir: „Weißt du, Torsten, als wir am Bett zusammen waren, fiel mir ein Bibelwort ein. Du kennst das aus der Ostergeschichte: Wie Jesus kurz nach seinem Tod als ‚auferstandener Gekreuzigter‘ in die Mitte seiner Jünger tritt, wie er ihnen in ihrer Traurigkeit Gottes Frieden wünscht und dann seine Verwundungen vom Kreuz zeigt. Ich erinnerte mich“, sagte sie weiter, „wie langsam neue Hoffnung in ihr Herz einzog, wie Jesus die Jünger liebevoll anhauchte und sprach: ‚Wem ihr sein Fehlverhalten vergibt, dem ist es wirklich vergeben. Wem ihr es aber nicht vergibt, dem ist es nicht vergeben.‘ (Johannes 20,23).“

Mich hat dieses Erlebnis tief geprägt. Darum erzähle ich es heute etwas ausführlicher. Es ist für mich nämlich im Laufe meines Lebens zum Sinnbild für Vergebung geworden. Ich fühlte damals, wie sich Güte anfühlt, wie sich neuer Frieden im Herzen ausbreiten kann, wenn die Schuld, die ich in mir trage, mich nicht mehr niederdrücken kann. Leicht war der Gang von damals nicht. Aber er war heilsam. Und darauf möchte ich hier unseren Blick lenken. Denn das Bibelwort, das meine Mutter in den Sinn kam, kann uns auch helfen – quer durch alle Generationen hindurch – am Wirken Gottes teilzuhaben. Und darum lese ich ihn uns diesen Bibeltext hier noch mal vor:

### **Johannes 20,19-23 (Luther 2017)**

19 Am Abend aber dieses ersten Tages der Woche, da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten unter sie und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch!

20 Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, dass sie den Herrn sahen.

21 Da sprach Jesus abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.

22 Und als er das gesagt hatte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmt hin den Heiligen Geist!

23 Welchen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

Drei Dinge fallen mir in diesem Text auf, Punkte, die auf dem Hintergrund meines Erlebnisses und mit Blick auf unseren vierten baptistischen Grundwert wichtig sind. Der erste davon ist ganz schnell überlesen. Der erste Punkt ist: **Jesus zeigt den Jüngern seine Wunden.**

„Nach diesen Worten“, so heißt es im Johannesevangelium, „zeigte [Jesus] ... ihnen seine Hände und seine Seite ...“ Und das verwundert mich. Denn was meint das? Was vermittelt uns diese Geste Jesu?

Wunden zeigen fällt uns schwer. Opfer sein oder Opfer werden – all das schmeckt niemanden. Aber es passiert doch. Immer wieder können wir alle zu Opfern werden. Kein Mensch ist davor sicher. Gerade in Berlin tragen die Menschen oftmals ihr Herz auf der Zunge. Ihr alle kennt die „Berliner Herzlichkeit“. Sie kommt oft ganz direkt und ist dann schmerzhaft. Wenn uns jemand beleidigt, wenn uns jemand dumm kommt, wenn uns vielleicht der Kollege, die Familie oder ein Gemeindeglied mit unbedachten Worten verletzt, immer dann spüren wir die Wunden. Immer dann merken wir: Wir sind das Opfer. Und innerlich kocht alles dann bei mir schnell hoch. Doch lasse ich mir das oft nicht anmerken.

Verletzt sein oder sogar gedemütigt worden zu sein, alles das lassen wir uns in unserem Alltag oder im Büro jedenfalls kaum anmerken. Stärke ist da angesagt. Professionalität nennen wir das. Wir gehen darüber hinweg, weil wir müssen. Aber bei der nächsten kleinen Gelegenheit reißen die Wunden auf. Und das tut uns nicht gut.

Jesus zeigt uns seine Wunden. Er schämt sich nicht dafür. Wir brauchen das dann auch nicht. Der erste Punkt, den wir lernen, wenn wir als Baptistinnen und Baptisten Gottes Liebe und Güte vermitteln wollen, ist also, dass wir Wunden zulassen. Jesus steht dazu, am Kreuz ein Opfer geworden zu sein. Das schmerzt ihn. Doch darin findet sich die Größe seiner Geste, als er in die Mitte seiner Jünger tritt: Er leugnet nicht, was man ihm antat. Er verheimlicht das auch nicht. Als auferstandener Christus trägt er die Wunden seines Kreuzes weiterhin mit sich herum.

Ich spreche diese Beobachtung deshalb so deutlich an, weil ich aus Erzählungen von älteren Gemeindegliedern den Eindruck gewonnen habe, dass wir in unserer Gemeindegeschichte manchmal Zeiten hatten, in denen wir als Baptistengemeinde hinter diesen Grundwert immer auch zurückgefallen sind, dass man sich in unserer Gemeinde nicht zu allen Zeiten getraut hat, seine Verwundungen zuzugeben, dass man sich fürchtete, Fehler könnten ein Makel sein, Krankheit auch. Man hatte schlichtweg Angst: Wenn etwas nicht so läuft, wie das die Gemeinde erwartet hat, dann stimmt was nicht mit deinem Glauben.

Wo Jesus Christus aber als der „auferstandene Gekreuzigte“ in die Mitte seiner Gemeinde tritt, da ist Kranksein, da ist ein Fehltritt, da ist Sünde oder da ist Schuld kein Makel. Sie schmerzen uns. Das stimmt. Es sind ja unsere Wunden. Doch brauchen wir sie nicht zu verheimlichen. Jesus zeigt uns seine Wunden.

Darum eine zweite Beobachtung im Bibeltext: **So wie dieser verwundete Christus als Auferstandener von Gott zu seinen Jüngern gesandt ist, so wie der auferstandene Jesus noch immer seine Wunden sichtbar mit sich trägt, so schickt er uns mit unseren Wunden auch zu den anderen.**

Das ist ganz stark. Darin zeigt sich Gottes Größe. Nicht dort, wo wir uns als baptistische Gemeinschaft wie Moralapostel über andere erheben, nicht dort, wo wir den Menschen ihre Fehler oder ihr Fehlverhalten mit Hölle und Gericht vorhalten, haben wir Anteil an Gottes Wirken, sondern immer dort, wo wir als verwundbare Wesen Vergebung leben oder sie auch erleben.

Denn darauf läuft ja die Sendung dieser Jünger im Johannesevangelium hinaus: „Wem ihr seine Schuld vergebt, dem ist sie wirklich vergeben. Wem ihr sie aber nicht vergebt, dem ist sie nicht vergeben ...“ (Johannes 20,23)

Und das darum als dritten Punkt: **Sünden vergeben kann nach jüdischem Verständnis eigentlich nur Gott. Wir Menschen scheitern viel zu schnell dabei. Vergeben ist nicht einfach. Schon gar nicht, wenn man Opfer ist. Das ist ein längerer Prozess.**

Meine Mutter übte damals mit mir, was ich zu unserem Nachbarn sagen könnte. Und die Übung sah so aus: Sie stellte zwei Stühle ins Wohnzimmer. Sie bat mich, auf dem einen Stuhl Platz zu nehmen, und dann sollte ich mir vorstellen, ich sei der Nachbar. Auf dem anderen Stuhl – also mir gegenüber – sitze quasi unsichtbar dann ich. Was würde ich als Nachbar sagen? Was wurde ihm angetan? Wie fühlt sich seine Wut an? Sie fragte mich schon sehr konkret danach. Mir fiel es gar nicht leicht, mich in den anderen hineinzudenken, seine Sichtweise anzunehmen, mir zu überlegen, wie es ihm möglicherweise geht? Alles das hat längere Zeit bei mir gedauert. Und danach sollte ich mich dann auf den anderen Stuhl setzen, also ich sollte jetzt „Ich“ sein, also derjenige, der die Fenster zer-schossen hatte. Und dann fragte sie mich wieder: „Was denke ich jetzt? Was bewegt mich gerade? Wie gehe ich mit meiner Schuld um?“ Und auch da wurde es dann wieder sehr konkret. Denn ich sah meinen Fehler. Ich spürte den Schmerz. Ich war auch über mich sehr wütend. Im Rückblick aber half mir diese Übung, als der Täter zu der Tat zu stehen. Sie half mir, die Verantwortung für mein Fehlverhalten zu übernehmen und den Schmerz zu durchleben. Ich musste selbst als Täter meine Wunden nicht mehr wegdrücken. Ich durfte schwach sein. Ich hatte Wunden.

Heute denke ich noch öfter daran, denn so lernte ich, zu meiner Tat zu stehen. Ich erkannte die Auswirkungen und musste die Wut auf mich nicht mehr verheimlichen. Und dann fragte meine Mutter: „Und? Wie wünschst du dir, dass jetzt der Nachbar dir begegnet?“ Und ich sagte: „Dass er mir vergibt.“ „Dann bitte ihn darum“, gab meine Mutter mir als Tipp. Sie betete für mich und sprach mir die Vergebung zu. Und danach gingen wir zum Nachbarn.

Ich erzähle euch diese Erfahrung, weil sie mich immer noch tief prägt. Weil mir meine Mutter so die tiefe Weisheit über die Generationen hinweg mitgeben hat: Vergebung führt uns immer durch das Kreuz hindurch ins neue Leben, mitten durch den Schmerz, mitten durch die Wut hindurch. Man darf nicht schnell daran vorbeigehen. Vergeben – ob sich oder anderen – kann harte Arbeit sein. Aber dieser Opfer-Täter-Dialog – meine Mutter hat den übrigens durch ihren Vater damals bei einer ganz ähnlichen Situation mitbekommen –, der Perspektivwechsel veränderte mein Blick.

Und das ist gut so. Denn ich spüre noch heute meine Grenzen. Ich sehe auch heute noch die Wunden. Aber ich durfte schwach und verletzlich sein. Und weil ich das durfte, davon bin ich mittlerweile überzeugt, konnte ich damals aufrecht und mutig zu dem Nachbarn hingehen, um mich dann ehrlich zu entschuldigen. Er hat sich mit mir auch ausgesöhnt. Ein Festhalten, ein Nicht-Vergeben – das kann es darum auch aus meiner Sicht für Christinnen und Christen gar nicht geben. Obwohl es Jesus mit benennt, ist es im Grunde keine Option mehr. Seit Jesus seine Jünger anhauchte, kann jede oder jeder an dem Perspektivwechsel Gottes Anteil haben und selbst noch als Verwundeter, als Opfer oder Täter, sich oder dem anderen vergeben.

AMEN



# 5. Gottes Wort in Menschenwort als Leitlinie für den Glauben und das Leben

## (2. Timotheus 3,14-17)

**Baptist\*innen sind Menschen, die die Bibel als Gotteswort in Menschenwort verstehen und ihren Glauben und ihr Leben allein an ihr orientieren.**

Ein Baptist kommt in den Himmel. Er wundert sich, dass alles so still ist. Am ersten Morgen gibt es Joghurt zum Frühstück. Am Mittag gibt es ebenfalls Joghurt. Und als es am Abend wieder nur Joghurt gibt, beschließt er, am nächsten Tag etwas zu unternehmen. Nach dem Frühstück – wieder nur Joghurt – begibt er sich im Himmel auf die Suche nach Gott. An einem Zaun bleibt er stehen. Durch ein kleines Loch hindurch kann er die Hölle sehen. Und was ist das? Da wird geschlemmt, was das Zeug hält. Da gibt es die leckersten Speisen. Alles im Überfluss kommt morgens, mittags und abends auf den Tisch. „Ich muss unbedingt nach Gott suchen“, denkt er sich und geht weiter. Und als er ihn findet, fragt er Gott: „Sag mal, Gott, warum gibt’s im Himmel nur Joghurt?“ Und Gott antwortet ihm: „Tja, für uns zwei lohnt sich keine warme Mahlzeit.“

Ich habe diesen Witz erzählt, weil er sehr gut beschreibt, wie mancher von uns aufgewachsen ist; wie mancher von uns vielleicht gedacht hat oder heute immer noch denkt, weil mancher von uns vielleicht immer noch Schwierigkeiten damit hat, dass es eine Vielzahl von christlichen Kirchen in der Welt gibt, die alle ihre eigene Tradition und Prägung haben. Die Kirchenlandschaft ist tatsächlich bunt. Wir leben darum in der Ökumene. Und die Frage ist doch: Was macht unsere Kirche aus? Welche Farbe haben wir? Warum sind wir Baptisten? Und was prägt uns?

In unserer kleinen Predigtreihe gehen wir derzeit den sogenannten baptistischen Prinzipien auf den Grund, also den weltweiten Grundwerten, die uns und unser Gemeindeleben ausmachen. Und heute gehen wir dem Grundwert nach: **Baptistinnen und Baptisten sind Menschen, die die Bibel als Gottes Wort in Menschenwort verstehen und ihren Glauben und ihr Leben allein an ihr orientieren, also sich von ihr leiten und bestimmen lassen.**

Als man Johann Gerhard Oncken, dem Begründer der ersten deutschen Baptistengemeinde, 1901 beim 25jährigen Jubiläum der heutigen Oncken-Gemeinde in Hamburg fragte: „Warum bist du Baptist geworden?“, da antwortete er: „Die Bibel ist schuld daran und besonders das Neue Testament.“

Mich regt sein Ausspruch tatsächlich immer wieder neu an, darüber nachzudenken: Warum bin ich eigentlich Baptist? Was macht mich aus? Und worauf gründet sich mein Glaubensleben?

Die Tauferskizze, also dass wir nur Menschen taufen, die an Jesus Christus glauben, ist nämlich ein ziemlich kleiner Kleiderhaken, um daran seine ganze religiöse Überzeugung aufzuhängen. So zumindest hat es früher einmal der baptistische Theologe Walter Rauschenbusch formuliert, der Martin Luther King mit der Idee des Social Gospel entschieden mitgeprägt hat – also mit der Idee, dass

eine Religion, die sich nur um die Seele der Menschen sorgt, aber nicht um die sozialen Verhältnisse, der Seele mehr schadet, als ihr hilft. Ihn will ich mal zitieren. Er schreibt nämlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts: „Es ist gut, die Frage zu stellen: Warum bist du Baptist? Es wäre gut, wenn alle Gemeindemitglieder in der Lage wären, darauf eine klare und vollständige Antwort zu geben.“

Man kann aus kleinen oder großen Gründen ein Baptist sein. Manche werden sagen: „Ich bin ein Baptist, weil das griechische Wort ‚baptizo‘ die Bedeutung ‚untertauchen‘ hat.“ Das ist zwar zutreffend, aber – und jetzt kommt es! – „aber es ist doch ein ziemlich kleiner Kleiderhaken, um daran seine religiösen Überzeugungen aufzuhängen ...“

Und dann schreibt Rauschenbusch weiter: „Ein kurzsichtiges Kind stand bei einem Ausflug im Zoo vor dem Löwenkäfig. Der Schweif des Löwen hing aus dem Käfig heraus. ‚Ich habe mir den Löwen ganz anders vorgestellt‘, rief das Kind, ‚er sieht ja aus wie ein gelber Strick!‘“ Und Walter Rauschenbusch folgert daraus: „So ist das auch mit den Baptisten, die bisher nur einen Nebenaspekt der baptistischen Grundsätze und Überzeugungen entdeckt haben: Und es ist wenig erstaunlich, dass sie so kleinkariert sind wie das kleine Detail, von dem sie überzeugt sind ...“

Ich finde, mit dieser Feststellung hat er Recht. Warum sind wir Baptisten? Warum bist du das? Mich jedenfalls regen die Baptist Principles immer wieder an, über diese Frage nachzudenken. Und je länger ich mich mit den baptistischen Prinzipien beschäftige, desto tiefer merke ich: Sie sind das Rückgrat für mein Glaubensleben. Sie tragen mich.

Ich war ja nicht schon immer ein Baptist. Neben vielen anderen Gründen für meinen Kirchenübertritt beeindruckte mich vor vielen Jahren bei den Baptisten, mit welchem Mut die Gründungsväter ihren eigenen Weg gegangen sind. Woher kommt der Mut von Johann Gerhard Oncken, gegen den Senat von Hamburg anzustehen? Woher nahm ein Martin Luther King seine Kraft, um sich für Freiheit und Gleichheit aller Menschen einzusetzen? Was führte dazu, dass z.B. die afrikanischen Baptisten 1987 sich in der „Ibadan-Erklärung“ gegenüber ihrer Muttermission aus Amerika und Europa unabgesprochen als unabhängig, eigenständig und für „erwachsen“ erklärten?

In all diesen Fällen – und die Liste könnte im Grunde noch viel länger sein – war es das Festhalten an Gottes Wort, den Schriften des Alten und Neuen Testaments, das Menschen stärkte und ermutigte, neue Wege, andere Wege mit ihrem Gott zu gehen. Immer wieder kam es also in der Kirchengeschichte und im Baptismus allein durch das Hören auf die Bibel zu ganz neuen Initialzündungen. Und dabei wurde nie das Buch an sich verehrt, sondern immer derjenige, der durch diese Bibeltexte zu uns Menschen spricht.

Und das nun finde ich ganz wichtig. Denn was heißt es, heutzutage auf das Wort von Gott zu hören? Wie können mich die alten Texte heute noch – Jahrtausende später – im Alltagsleben inspirieren? Was ist damit gemeint, wenn wir von dem Prinzip in unserer Kirche reden, dass Baptistinnen und Baptisten sich vom Inhalt der Bibel in ihrem ganzen Leben – privat und in der Gemeinde – bestimmen lassen?

Es sind doch starke Worte, mit denen das Gemeindejugendwerk 2014 dieses alte baptistische Grundprinzip in unserem Gemeindebund neu formulierte, dass nämlich die Bibel Richtschnur für den Glauben und das Handeln ist. Woher nehmen wir das Recht, so etwas heute noch sagen zu dürfen? Wie können wir behaupten, durch die Bibel rede Gott mit uns?

Ich möchte dazu einen Bibeltext vorstellen. Er stammt aus dem Neuen Testament, und zwar aus dem 2. Timotheusbrief, den der Apostel Paulus an einen jungen Gemeindeleiter namens Timotheus schreibt. Dieser Timotheus hatte es wahrlich schwer in seiner Gemeinde. Es ist nicht nur seine Jugend, die ihm als Leiter dort im Weg steht. Er muss sich noch dazu in seiner Gemeinde mit Menschen auseinandersetzen, die allesamt meinen: „Ich weiß ganz genau, was richtig oder falsch ist. Ich weiß besser, was in dem Wort Gottes steht und was nicht. Wenn du das anders siehst, liegst du ganz falsch. Dann hast du keinen Glauben ...“

Vielleicht erinnert sich der eine oder andere auch an manche Diskussionen in seinem Leben, in denen andere Christinnen und Christen euch so begegnet sind. Wo man dir den Glauben abgesprochen hat, nur weil du den Text ganz anders – vielleicht nicht wortwörtlich – ausgelegt hast. Timotheus jedenfalls hat es schwer mit solchen Menschen, die immer ganz genau wissen, was Gott sagt und was nicht. Das macht ihm das Leben als Gemeindeleiter ziemlich schwer.

Und Paulus schreibt ihm darum seinen Brief. Er hält dagegen. Er fleht Timotheus an: „Höre nicht auf diese Stimmen. Erinnere dich an das, was du von mir gelernt hast. Denke selber nach, was die Grundlage deines Glaubens ist und wie du die Stimme Gottes hörst. Folge ihr nach, nicht dem, was andere dir über Gott sagen. Du kennst die Bücher der Bibel. Du weißt, wie man sie liest. Mache dich bloß nicht vom Urteil und von der Volksfrömmigkeit der anderen abhängig ...“ Und dann schreibt Paulus davon, wie wichtig gerade in solchen Lebensphasen für uns das eigene Lesen in der Bibel ist. Und das will ich uns vorlesen:

## **2. Timotheus 3,14-17 (Luther 2017)**

14 Du aber bleibe bei dem, was du gelernt hast und was dir anvertraut ist; du weißt ja, von wem du gelernt hast

15 und dass du von Kind auf die Heilige Schrift kennst, die dich unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christus Jesus.

16 Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit,

17 dass der Mensch Gottes vollkommen sei, zu allem guten Werk geschickt.

„Tja, Paulus“, das dachte ich beim Durchlesen, „du hast so recht.“ Gerade wenn uns Menschen vorschreiben wollen, was in der Bibel steht oder was da nicht steht, ist es wichtig, dass wir selber lesen, dass wir selber darüber nachdenken, dass wir selber mit den Geschichten Gottes leben und erleben, wie sie unser Leben prägen. Nur so wird Gottes Stimme für uns hörbar.

Nun weiß ich nicht, wer von euch gerne in der Bibel liest. Vermutlich gibt es auch unter uns Leute, die das nicht so gerne machen. Nicht jeder liest ja dicke Bücher schnell und mühelos so mir nichts dir nichts durch. Obwohl die Bibel in einem Zeitraum von gut 100 Jahren mehr als 2,5 Milliarden mal verkauft wurde, haben noch immer wenige Christen sie ganz durchgelesen. Die meisten blättern eher darin herum. Durchlesen – von vorne bis hinten – das tun nur wenige. So zumindest zeigen es die Langzeituntersuchungen, die man im letzten Jahrhundert rund um die Erde in den unterschiedlichsten Kirchen angestellt hat. Die meisten Christen lesen unsere Bibel eher selektiv. Ganz durchlesen jedenfalls, also sich durch die Gerichtspropheten quälen, durch die trockenen Gesetzestexte, das macht wohl keiner gerne.

Als wir im Bibelgespräch neulich überlegt haben, welches Buch wir in der Bibel nach dem Johannesevangelium lesen wollen, habe ich als Pastor die Chronikbücher vorgeschlagen. Die Gesichter sprachen Bände. Die Begeisterung war sehr gering. Wir lesen jetzt den Römerbrief.

Nicht jedem fällt das Bibellesen leicht. Es ist für viele mühsam. Und so mancher liest auch nicht so gern. Wie also können wir trotz dieser Hindernisse unsere Bibel mit Gewinn lesen? Wie finden diese teilweise uralten und vielleicht auch mühevollen Texte oder Bibelworte ihre Kraft, an der wir uns dann ausrichten? Paulus geht es doch darum. Er schreibt ja in Vers 16: „Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit ...“ (2. Tim 3,16)

Mir fällt beim Lesen dieses Bibeltextes immer wieder ganz besonders Paulus' steile Formulierung auf: „Alle Schrift ist von Gott eingegeben.“ Sie fällt mir vermutlich deshalb immer gleich auf, weil sie mir einen Zugang für das Bibellesen anbietet. Denn wie muss ich mir das vorstellen: „Alle Schrift ist von Gott eingegeben“? Heißt das, dass Paulus eines Frühlingmorgens gut gelaunt aufwacht und sagt: „Ups – ich hatte eben einen abgefahrenen Traum ...“ Und dann schaut er neben sein Bett und fragt sich: „Was ist das hier? Neben meinem Bett? Der Brief an die Römer ...? Und wie viele Seiten sind das ...? Wow, das ist ja meine Schrift ...! Ich kann mich gar nicht erinnern, dass ich jemals den Römern einen Brief geschrieben habe ...“

Muss man sich den Ursprung der Bibel wirklich so vorstellen? Dass Gott alle Worte einem Menschen diktiert hat – an seinem Bewusstsein vorbei?

Für mich ist das nicht vorstellbar. Ich finde das auch wenig hilfreich. Die biblischen Autoren waren nämlich keine Wachkomapatienten, denen plötzlich ihre Hand geführt wird. Nein, so ist die Bibel nicht entstanden. Sie ist immer „Gotteswort in Menschenmund“ – in der jeweiligen Zeit, im jeweiligen Denken und in der jeweiligen Weltanschauung verhaftet. Wie also muss man sich das „alle Schrift ist von Gott eingegeben“ dann vorstellen? Paulus schreibt das.

Das griechische Wort für „von Gott eingegeben ...“ heißt eigentlich wörtlich übersetzt: „von Gott gehaucht ...“ Und wenn man nun den Bibeltext so übersetzt, wird's spannend. Denn dann merke ich: „Alles, was in der Bibel steht, ist irgendwie von Gott gehaucht ...“ – oder besser: „atmet Gott in sich“. Und diesem Atemzug von Gott, diesem Windhauch Gottes, dem kann ich in den alten Bibeltexten nachzuspüren.

Für mein Empfinden ist es ein himmelweiter Unterschied, ob ich sage: „Jedes Wort ist von Gott eingegeben“ oder ob ich beim Aufschlagen meiner Bibel Gottes Atem, also seinen Hauch, spüren kann, einen Hauch, den er uns Menschen auf der Erde einhauchte.

Am Anfang dieser Erdgeschichte war das so. Im Garten Eden sozusagen, als Gott uns Menschen schuf und uns seinen „Atem“ einblies. Zu diesem Lebensursprung führt mich Gottes Wort in diesen alten Texten. Gottes Atemzug kann uns in unseren Bibeltexten Kraft geben. Ohne Gottes Geist aber wären alle Worte der Bibel eigentlich nur tote Buchstaben, wie das Kleingedruckte irgendwelcher allgemeinen Geschäftsbedingungen. Als Buchstabe kann die Bibel wirklich mörderisch sein, als Zeugnis von dem Geist des Lebens aber kann sie eine Quelle unserer Lebenskraft werden.

Wenn also Baptistinnen und Baptisten nun Menschen sind, für die die Bibel keine toten Buchstaben sind, sondern eine kraftvolle Richtschnur ihres Glaubens und Handelns, dann wissen sie auch, dass eine Richtschnur noch längst nicht das Gebäude ist, in dem man wohnt und lebt. Dass man in einer Richtschnur nicht wohnen, geschweigen denn atmen kann, ist allen klar.

Aber einem Haus, das ohne eine Richtschnur erbaut worden ist, droht auch die Gefahr, schnell einzustürzen. Und darum will ich jetzt als letzten Punkt auch sagen: Die Sehnsucht mancher Christen heutzutage, Bibeltexte biblizistisch 1:1 ins Hier und Jetzt zu übertragen – also ein Menschenbild des Altertums oder das damalige Verhältnis von Mann und Frau oder die antike Beurteilung von Homosexualität unreflektiert als Maßstab in die Postmoderne zu übertragen und dabei zu denken, wir müssten nach der gleichen Weltanschauung leben wie in biblischen Zeiten – also ohne Auto, ohne Penicillin, ohne Telefon oder Gasheizung –, ist schlichtweg töricht! Wer Bibeltexte unbefragt, nicht reflektiert in unsere Zeit so überträgt, also sich nicht aufmacht und nachfragt: „Wer sind eigentlich die Autoren? Und was haben sie durchlebt? Wie ist überhaupt die Quellenlage, aus der sich dieser Bibeltext hier speist?“, der lässt aus meiner Sicht die Richtschnur für das Glaubenshaus vermissen.

Die Richtschnur soll ja doch die Richtung angeben. Sie soll hinweisen, wo die Abweichungen sind. Und die größte Abweichung ist für mich, wo Menschen sich nicht mehr dem Dialog zwischen den Erkenntnissen von damals mit denen von heute stellen, wo sie lieber ihre eigenen Lehr-Gebilde in die Texte eintragen und selber die Richtung angeben. Die größte Abweichung ist für mich, wenn man sich nicht auf den Windhauch Gottes in den Texten einlässt, sondern viel lieber bei seinen alten Ansichten stehen bleibt.

Wo aber dagegen die ganze Buntheit der Bibeltexte, ihre Traditionen und Prägungen mit all den vielfältigen Auslegungsmöglichkeiten, im Gespräch und Austausch unter uns Baptistinnen und Baptisten aufleuchten, da spüre ich, wie Gott uns als Gemeinschaft weiter weht, wie seine Worte durch Menschenworte wie Sterne in der Nacht zur Orientierung für uns hier gemeinsam aufleuchten und uns seinen Weg ins Leben weisen.

AMEN

## 6. Selbständig und doch vernetzt (Apostelgeschichte 2,42-47)

**Baptist\*innen sind Menschen, die sich in selbständigen Gemeinschaften lokal organisieren und sich regional und weltweit vernetzen.**

„Die Ortsgemeinde ist die Hoffnung der Welt.“ Mit diesem Satz wollte der amerikanische Pastor Bill Hybels vor vielen Jahren auf dem ersten Willow Creek Kongress den deutschen Ortsgemeinden Mut machen und ihnen zusprechen: „Ihr seid wichtig. Christus lebt nicht nur in euch. Er lebt auch durch euch.“

Und ich muss sagen: Bis heute begeistert mich dieser Satz. Er weckt nämlich in mir ein Bild, das ich schon viele Jahre in mir trage. Bei meiner Verabschiedung als Landesjugendpastor aus dem Jugendverband der Baptisten in Niedersachsen-Ostwestfalen und Sachsen-Anhalt gab mir der damalige Landesverbandsleiter in seiner Abschiedspredigt dazu einen mir bis heute wichtigen Gedanken mit. Er sagte damals: „Torsten, denk daran: Die Ortsgemeinde ist die Hoffnung der Welt. Wenn du jetzt nach Berlin in die Gemeinde Berlin-Weißensee wechselst, dann wechselst du den Steuerstand von einem Kreuzfahrtschiff mit einem Seenotrettungskreuzer ...“

Und ich erinnere mich noch genau, wie ich während der Predigt dachte: „Also, so einen Umstieg finde ich nicht schlimm. Im Gegenteil: Mich begeistern diese Schiffe. Woher weiß der das? Schon immer finde ich die Menschen toll, die auf die stürmische Nordsee oder Ostsee hinausfahren, wenn andere lieber einen sicheren Hafen ansteuern. Selbst wenn Probleme vorprogrammiert sind, wenn die Gischt tobt, wagen diese Schiffe sich hinaus. Es ist ein tolles Bild, was er mir für die Zukunft mitgibt. Allein schon, wenn ein Seenotrettungskreuzer am Horizont erscheint, erzeugt das Hoffnung.“

Vermutlich ist für mich der Seenotrettungskreuzer darum zu einem starken Sinnbild für Gemeinde geworden, für eine Gemeinschaft, die Hoffnung erzeugt und selbst dann noch bereit ist, für Menschen da zu sein, wenn andere sich das nicht mehr zutrauen. Die Ortsgemeinde ist die Hoffnung der Welt. Es ist schon faszinierend, was für Grundgedanken von einem solchen Sinnbild ausgehen können. Denn ich frage mich ganz automatisch: Ist auch unsere Gemeinde so eine Hoffnung für die Welt? Trauen wir uns auch raus, wenn's ungemütlich wird? Was investieren wir, damit die Menschen merken: „Hier in unserer Mitte gibt es einen, der dir hilft, einen, der dich in deiner Lebenslage nicht alleine lässt.“ Lebt dieser Gedanke heute hier in uns, dass wir als Baptistinnen und Baptisten Menschen sind, die sich zusammentun, um füreinander da zu sein?

Fragen über Fragen tun sich für mich auf, wenn ich so über die Gemeinde nachdenke, wenn ich dem sechsten Grundwert in unserer Predigtreihe über die Baptist Principles auf den Grund gehe und überlege: Was bedeutet das eigentlich, dass wir hier vor Ort eine selbständige Gemeinde sind, dass wir es selber in der Hand haben, füreinander Verantwortung zu tragen und uns als Gemeinde Jesu zusammenschließen: vor Ort, regional und weltweit ...

So zumindest heißt es ja im sechsten Grundwert der Baptisten: **Baptistinnen und Baptisten sind Menschen, die sich in selbständigen Gemeinden organisieren. Sie wissen um ihre Verantwortung füreinander und vernetzen sich regional und weltweit!**

Und noch mehr Fragen tauchen da in meinem Kopf auf: Welche Sicherheiten gibt man denn bei einem solchen Gemeindeverständnis auf? Wenn man sich gegenseitig hilft? Wenn man sich raus traut, wo andere lieber hier im Kiez, im Land oder sogar weltweit den Kopf einziehen? Was heißt das, gemeinsam Verantwortung füreinander zu tragen und sich darum zu vernetzen? Wären wir Baptistinnen und Baptisten überhaupt privat bereit, so wie auf dem Seenotrettungskreuzer, alles, was wir an Möglichkeiten haben, für Menschen einzusetzen?

Ich stocke etwas. Denn Gemeinde wirkt auf einmal ungemütlich. Plötzlich steht auch etwas auf dem Spiel. Man muss ja etwas wagen. Nur die Hände Gottes fangen uns dabei dann auf. Wie aus einer Nebelbank zieht am Horizont die Frage auf: Wie wollen wir Gemeinde Jesu leben? Wie soll unsere Gemeinschaft hier gestrickt sein? Für wen können und wollen wir da sein? Und mit wem setzen wir die Möglichkeiten ein, die wir zusammen haben?

Diesen Fragen möchte ich in dieser Predigt nachzugehen. Denn sie zeigen uns, was wesentlich zu uns gehört, was eine christliche Gemeinschaft ausmacht und was sie wirklich braucht. Als Predigttext habe ich einen Klassiker unter den Bibeltexten herausgesucht. Er stammt aus der Apostelgeschichte und beschreibt sehr anschaulich, welche Grundwerte die erste Gemeinde in Jerusalem von Grund auf prägten. Ich lese uns den Predigttext aus der Apostelgeschichte 2,41-47 vor.

### **Apostelgeschichte 2,41-47 (Luther 2017)**

41 Die nun sein Wort annahmen, ließen sich taufen; und an diesem Tage wurden hinzugefügt etwa dreitausend Menschen.

42 Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet.

43 Es kam aber Furcht über alle, und es geschahen viele Wunder und Zeichen durch die Apostel.

44 Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam.

45 Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte.

46 Und sie waren täglich einmütig beieinander im Tempel und brachen das Brot hier und dort in den Häusern, hielten die Mahlzeiten mit Freude und lauterem Herzen

47 und lobten Gott und fanden Wohlwollen beim ganzen Volk. Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden.

Ein interessantes Bild malt uns die Bibel hier vor Augen. Gemeinde, wie sie damals war: voller Hoffnung und Herausforderungen, voller Liebe und Leben. Besser geht's ja kaum!

Wenn ich diesen Bibeltext heutzutage höre, wird meine Sehnsucht groß: Das möchte ich mit euch hier auch erleben. Bis heute übt der Bibeltext auf Christinnen und Christen weltweit eine große Faszination aus. Immer wieder orientieren wir uns so wie unsere Gründungsväter hier an ihm. Auch heute denken viele: „Ach, was wär das schön ...! Wenn nur bei uns auch mal so viele kämen. Wenn nicht immer nur ein paar unbekannte Gesichter im Gottesdienst säßen, sondern tausende ...“

Aber ich frage euch: Ist das tatsächlich schön? Beim Lesen dachte ich: Diese Vielfalt kann uns auch ganz stark herausfordern. 3.000 Menschen auf einen Schlag neu. Alle auf einmal Gemeindemitglieder. Stimmberechtigt und mit eigenen Vorstellungen. Menschen aus den unterschiedlichsten Ländern kommen dazu. Menschen, die nicht wissen, wie das Leben hier in Deutschland funktioniert. Menschen, die keine Kenntnis davon haben, was selbstverständlich ist in unserer Gemeinde. Die ihre Struktur nicht kennen. Die nichts von den Grundwerten der Baptisten gehört haben. Menschen, die nicht wissen, was uns als Baptistengemeinde hier schon über 100 Jahre vor Ort prägt.

Stellt euch diese bunte Mischung doch vor eurem inneren Auge hier mal vor: Mit ihrer Vielfalt würde Gott von heute auf morgen alles auf den Kopf stellen. Auf einen Schlag wären wir dann 3.181 Mitglieder. Das ist schon eine krasse Vorstellung. Und täglich kämen neue Menschen dazu. Es wäre dann kein Platz mehr, einfach mal nur auszuruhen. Immer kämen neue Leute hier dazu. Immer musst du neue Leute kennenlernen, dich mit ihnen vernetzen, ihnen vermitteln, dass wir basisdemokratisch arbeiten, weitertragen, was dir und uns als Gemeinde wichtig ist, dass wir selber die Dinge als Gemeinde in die Hand nehmen müssen, dass wir selbständig sind und geistlich erwachsen, dass also jeder hier die Bibel liest, für andere betet und als Hoffnungsträger für die Welt den Glauben auslebt.

Das klingt doch unwahrscheinlich anstrengend. Sollte so fortan das Gemeindeleben bei uns sein? Als Pastor kriege ich da etwas Angst. Denn die einfachsten Fragen gehen mir dabei dann sofort durch den Kopf: Was ist mit unseren Gottesdiensten? Wo sollen denn die Menschenmassen hin? Unsere Immanuel-Kapelle hat mit Einhalten der Notausgänge nur 350 Sitzplätze. Wenn's hoch kommt 400. Trotz unseres Anbaus hätten wir nicht mehr genügend Platz hier. Wir müssten also am laufenden Band Gottesdienste feiern. Jeder müsste sich wahrscheinlich einen Stuhl reservieren. Er dürfte dann auch bitte nur zu einem Gottesdienst kommen ...

Gut so, das denke ich ganz hoffnungsvoll bei mir, wenn dann nicht immer alle da sind. Dann ist in der Kapelle wenigsten ein bisschen mehr Platz, weil gleich schon wieder neue Leute kommen. Vielleicht denkt manch ein Gemeindemitglied jetzt gerade an vergangene Zeiten zurück: Als in unserer Kapelle direkt nach dem 2. Weltkrieg noch 800 Menschen den Gottesdienst gemeinsam feierten, als man sich zum Gottesdienst anmelden und sagen musste, ob man um 10:00 Uhr kommt oder am Nachmittag. Und wehe, man ging dann zum falschen Gottesdienst. Da gab es Stress.

Oder vielleicht denkt einer an das Kirchen-Café: Ununterbrochen würden wir am Sonntag Kaffee kochen. Die Küche wäre viel zu klein dafür. Probleme wären doch vorprogrammiert. In Afrika, so habe ich mir sagen lassen, ist man zum Beispiel gewohnt, unter laufendem Wasser abzuspülen. Eine Spüle nimmt man dort an vielen Orten nicht. Ich sehe vor meinem inneren Auge dann die Wasserrechnung hochschnellen. Der Finanzverantwortliche würde nächtelang nicht schlafen können.

Würdet ihr euch in einer solchen Gemeinde mit all diesen Herausforderungen wohlfühlen? Ich weiß nicht. Kuscheliger klingt's nicht.

Und was ist mit den Parkplätzen? Mit den Autos? Wo sollen die denn alle hin? Okay, die meisten nehmen dann die Tram. Aber was wäre das für ein Gedrängel – im Hochsommer – bei 30 Grad im Schatten. Was wäre das für ein interessanter Gottesdienstbeginn, wenn alle abgekämpft und müde, verschwitzt und nach Schweiß riechend auf ihren Stühlen sitzen.



Es ist schon starker Tobak, den uns die Bibel hier mit ihrem Blick auf die Gemeinde aufischt. Zweifel kommen in mir als Theologe hoch, ob das damals in Jerusalem denn wirklich alles so toll war. Ob der Anschluss von 3.000 neuen Gemeindemitgliedern wirklich so unaufgeregt und nahtlos funktionierte. Ich glaube kaum.

Aber gerade das ist doch im Predigttext so auffällig: Scheinbar hatten die Christinnen und Christen in Jerusalem damals überhaupt keine Probleme damit, liebevoll und wertschätzend mit den unterschiedlichsten Menschengruppen und mit der Vielfalt der Menschentypen umzugehen. Wir tun uns da oft schwerer. Aber wenn wir als Baptistenkirchen sagen: „Jede Gemeinde ist selbstständig und organisiert ihr Gemeindeleben selber“, wenn wir sagen: „Für uns gibt es in der Gemeinde und über die Gemeinde hinaus in unserem Denken und Handeln eigentlich keine Hierarchie“, wenn nur Jesus Christus unsere Mitte ist, um die wir uns hier gleichberechtigt versammeln, dann lohnt sich ein genauer Blick auf diesen Bibeltext: Was also machte das Gemeindeleben in Jerusalem so nahbar, dass so viele Menschen dort zusammen waren? Dass sich die Menschen damals vernetzten, um voller Freude und aufrichtiger Herzlichkeit den Glauben an Jesus zu feiern? Und was folgt daraus für uns?

Im Predigttext erkenne ich zwei Standbeine, auf denen die Gemeinschaft in Jerusalem ganz fest begründet steht: Da ist **der Tempel** und **das Haus**. Und das ist spannend: „Tag für Tag“, so heißt es in Apostelgeschichte 2,46, „versammelten sie sich als Gemeinschaft im Tempel. In den Häusern hielten sie die Feier des Brotbrechens und teilten das Mahl voll Freude und in aufrichtiger Herzlichkeit ...“ Mit anderen Worten: Die vielen kleinen Netzwerke, in denen wir uns täglich bewegen, die vielen kleinen Netzwerke, in denen wir täglich den Alltag mit anderen Menschen zusammen bewältigen, schienen damals genauso wichtig für den Glauben zu sein wie das große, gemeinsame Treffen im Tempel.

Wir lernen daraus doch zunächst: Die vernetzte Vielfalt stärkt den Glauben und die Hoffnung für die Welt. Die privaten Häuser und die Vernetzung zwischen ihnen waren scheinbar in Jerusalem ganz wesentlich dafür, dass dieses schnell wachsende Gemeindeleben trotz aller Herausforderungen dennoch immer noch ein so fürsorgliches Miteinander blieb.

In Deutschland aber ist das eher so: Das Privathaus wird in unserer Kultur kaum als Beitrag fürs Gemeindeleben wahrgenommen. Wir trennen da. Für die meisten Menschen gehört die Wohnung oder das Haus zu ihrem ganz privaten, ganz intimen Leben dazu. Dort zieht man sich zurück. Dort findet man Erholung. In seinem Wohnzimmer will ein Berliner seine Ruhe haben. Darum lässt man da heutzutage auch nur ganz wenige Menschen hinein.

Die Jerusalemer Ortsgemeinde aber kennt das nicht: Von Anfang an spielte dort in der Gemeinde die Vernetzung zwischen den Wohnzimmern eine ganz zentrale Rolle fürs Gemeindeleben. Ohne Aufregung nahm man dort in privater und familiärer Atmosphäre über 3.000 neue Gemeindemitglieder herzlich und fröhlich von heute auf morgen auf.

Ich finde das beeindruckend. Es zeigt mir nämlich, wie wichtig für uns als Baptistinnen und Baptisten der Grundwert ist, sich zu vernetzen. Unsere Strukturen, unsere Zusammenschlüsse – egal ob sie nun als Gemeinde zwischen den Privathäusern auf Ortsebene oder als selbständige Ortsgemeinden auf der Landes- oder Bundesebene passieren – dienen nie nur unserer verfassten Organisationsform. Nein: Jeder Zusammenschluss bei uns Baptisten trägt der Vielfalt von uns Menschen Rechnung. Er geschieht, damit die Liebe Gottes in uns und durch uns lebt.

Wenn wir also als Baptistinnen und Baptisten von einer selbständigen Gemeinde reden, dann haben wir als allererstes die Vernetzung von ganz unterschiedlichen Menschen im Blick, von ganz unterschiedlichen Gemeinden, die sich aber immer besser kennenlernen, die sich unterstützen wollen, die sich treffen, um im Austausch mitzubekommen, wo dem anderen der Schuh drückt.

In der Gemeinschaft, beim Essen jedenfalls, so legt es die Apostelgeschichte uns nahe, spürten die Jerusalemer Gottes Gegenwart und konnten fröhlich ihren Glauben ausleben. Mich beeindruckt es immer wieder, wie die Häuser, also die Treffen in kleinen vernetzten Gruppen, zu einem so lebhaften Gemeindeleben beitragen. Und ich denke, diese Gemeindekultur kann auch bei uns in Weißensee noch stärker werden: sich wieder gegenseitig einladen, in den Wohnzimmern und Privathäusern zusammen spielen, beten und im Austausch mitbekommen, wie der andere unseren Gott erlebt.

Die Apostelgeschichte jedenfalls weist uns auf den Grundwert hin, dass das Gemeindeleben öffentlich mit dem Tempel und vor allem privat durch die Vernetzung der Häuser zu einer einladenden und fröhlichen Einheit im Glauben verbunden ist. Der Glaube bewährt sich also immer dort, wo wir nicht nur den Gottesdienst, sondern vor allem auch den Alltag als Gemeinde miteinander teilen. Ein Gottesdienstbesuch oder die Teilnahme an einer gemeinsamen Veranstaltung ersetzt das offene Haus nicht. Das ist der Wesenszug des starken Grundwerts, den unsere Gründungsväter als Gemeindeverständnis uns Baptisten mit in unsere Wiege legten, dass jede Gemeinde sich zwar selbständig organisiert, dass eine Baptistengemeinde darum auch nie der anderen gleichen muss, dass aber die vernetzte Vielfalt von der Mitte ihres Herrn aus alle gemeinsam in die Verantwortung füreinander ruft und dazu beiträgt, sich im Alltag auch zusammenzutun.

Eine Gemeinde ist für uns viel mehr als nur die selbständige Organisationsform. Eine Gemeinde ist für uns auch viel mehr als nur ein Ort. Eine Gemeinde ist mehr als nur ein Gemeindehaus oder als unsere Kapelle. Eine Gemeinde ist viel mehr als unsere erbaulichen Sonntagsgottesdienste. Die Gemeinde ist für uns Baptisten in erster Linie immer ganz zuerst der Mensch, also die Menschen, die sich aufgrund ihres Glauben an Jesus immer wieder hier durch alle Zeit hindurch zusammen tun, um als vernetzte Vielfalt hier im Alltagsleben einem anderen beizustehen und - wie ein Seenotretter - darin auch zum Hoffnungsträger in der Welt zu werden.

AMEN

# 7. Taufen und Gott feiern

## (Apostelgeschichte 8,26-40)

**Baptist\*innen sind Menschen, die die Liebe Gottes zum Menschen und die Versöhnung mit Gott feiern und Menschen taufen, die ihren Glauben an Jesus aus freiem Willen bekennen.**

Hamburg, 22. April 1834. Die Abenddämmerung setzt ein, und im Hafen von Hamburg geschieht etwas Merkwürdiges. Auf der Insel Steinwerder, da wo heute der König der Löwen brüllt, versammeln sich eine Handvoll Frauen und Männer und feiern einen Taufgottesdienst. „Das Wetter“, so wird Johann Gerhard Oncken, der Gründer der ersten Baptistengemeinde auf dem europäischen Kontinent, später in seinem Tagebuch notieren, „ist ausgesprochen schön.“ Er war der erste, der getauft wurde.

Am Tag danach, am 23. April 1834, gründete sich die erste deutsche Baptistengemeinde in Hamburg. Doch ihre Geschichte beginnt im Grunde schon zehn Jahre vorher. Denn während seiner Lehrzeit in England wohnte Johann Gerhard Oncken bei einer gläubigen Familie. Dort lernte er die Tiefe des christlichen Glaubens kennen, und beim Eigenstudium der Bibel erkannte er, dass die Säuglingstaufe zwar eine kirchlich breit bezeugte Tradition war, aber in der ganzen Bibel fand er sie nicht. Viel stärker sprachen für ihn die biblischen Texte davon, dass der Glaube an Christus und die Taufe nicht voneinander zu trennen sind. Er war fortan davon überzeugt, dass, wer Christus vertraut, sich taufen lassen soll. Und schnell wurden die Ablehnung der Babytaufe und die Taufe auf das Bekenntnis des Glaubens hin zum Markenkern der Baptisten.

Zum Abschluss unserer Predigtreihe über die Baptist Principles wollen wir heute über unseren letzten Grundwert nachdenken, also über das letzte von den sieben Baptist Principles, die uns als Baptistenkirche prägen. Und der lautet: **„Baptistinnen und Baptisten sind Menschen, die die Liebe Gottes und die Versöhnung mit Gott feiern. Sie taufen Menschen, die ihren Glauben an Jesus Christus aus freiem Willen bekennen.“**

Nachdem also Johann Gerhard Oncken 1823 von England nach Hamburg umgezogen war, begann er in den Hafenkneipen von Hamburg – auf St. Pauli zum Beispiel – als ein sogenannter „Bibelkolporteur“ mit dem Verteilen christlicher Traktate. Seeleute, Handwerker oder auch viele arbeitslose Menschen unterhielten sich mit ihm. Etwa 80 Leute, so heißt es in dem lesenswerten Buch „Theurer Bruder Oncken“ von Günther Balders, fanden durch die Wirksamkeit von Johann Gerhard Oncken innerhalb der ersten zehn Jahre zum Glauben an Christus. Da stand natürlich auch die Frage irgendwann im Raum: Wie soll es nun mit diesen Menschen weitergehen? Sollte man vielleicht eine ordentlich verfasste Gemeinde gründen? Eine, die auf das Bekenntnis unseres christlichen Glaubens die Menschen hin tauft?

Man traf sich damals nämlich noch in Wohnstuben. Dort forschte man gemeinsam in der Bibel. Dort tauschte man sich privat und auch persönlich über Gottes Wort aus. Und es wurden dabei

auch Fragen gestellt, die die kirchliche Taufpraxis betrafen. Man wollte seinen Glauben einfach so ausleben, wie man es in der Apostelgeschichte vorfand. Und Johann Gerhard Oncken notiert dazu in seinem Tagebuch: „Durch unablässiges Forschen in der Heiligen Schrift und durch Beobachten der Bekehrten gewann ich [...] die Überzeugung, dass es nicht genug sei, bekehrt zu sein [...]. In einer Schuhmacherwerkstätte, zwei Treppen hoch, der Wohnung unseres lieben, selig vollendeten Bruders Dietrich Lange, versammelten sich [...] am Montagabend die Gläubigen [...], um miteinander das heilige Gotteswort zu betrachten, besonders aber die Geschichte der Apostel, als die allein unfehlbare Kirchengeschichte.“ Und er schreibt weiter: „Hierdurch erkannten wir bald, dass die Gemeinde Christi nur aus bekehrten Menschen bestehen müsse, die auf das Bekenntnis ihres Glaubens in seinen Tod getauft worden; und alsbald wurde auch der Wunsch in uns rege, der erkannten Wahrheit Folge zu leisten ...“

Die Frage nach der Gemeinde der Gläubigen und der schriftgemäßen Taufe also drängte sich durchs Bibellesen dort in Hamburg auf. Aber wer sollte die Leute denn taufen? Einen Pastor gab es nicht. Also wandte sich Oncken in seiner inneren Not an einen befreundeten Pastor, der ihm jedoch riet, von der Glaubentaufe Abstand zu nehmen. Also schrieb er an einen Freund, von dem er wusste, dass er 1808 in einer englischen Baptistengemeinde getauft worden war. Doch von ihm bekam er den höchst seltsamen Rat: „Er solle sich in diesem Falle einfach selber taufen. Danach könne er dann die anderen taufen ...“ Aber zu dieser Taufpraxis fand Oncken keinen Hinweis in der Bibel. Und so wartete der Kreis um Oncken, der sinngemäß in seine Tagebuchnotizen dazu schrieb: „Wir haben uns darum aufs Beten verlegt – aufs Beten um einen Philippus ...“

Erst 1833 tat sich dann für Onckens Gruppe eine Tür auf. Über einen amerikanischen Kapitän, den Oncken wegen des zu starken Frostes im Hamburger Hafen ein halbes Jahr bei sich beherbergte, gelangte die Nachricht nach Amerika: In Hamburg ist eine kleine Gruppe von taufgesinnten Christen, die nach einem Täufer suchen. Als dann der amerikanische baptistische Theologieprofessor Barnas Sears sein Sabbatjahr bzw. ein Forschungssemester in Deutschland verbrachte, suchte er die Gruppe um Johann Gerhard Oncken auf. Und Sears berichtet später, wie erstaunt er war, dass diese Gruppe sich von seiner Kirche nur in einem Punkt noch unterschied, und zwar darin, dass sie noch nicht getauft waren.

Im April 1834 war es dann aber so weit. Erst gab es einen Tag zuvor nach gut amerikanischer Manier eine Glaubensprüfung, und dann konnte am 22. April die Taufe auf Steinwerder losgehen. Im Tagebuch von Oncken findet sich zur ersten Taufe der deutschen Baptisten dann dieser Eintrag: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen! Nachdem ich mich jahrelang danach gesehnt habe, dem Beispiel Christi in der Taufe zu folgen und seinem Befehle Folge zu leisten, genoss ich dieses Vorrecht und ward die heilige Anordnung am gestrigen Abend zwischen 8 und 9 Uhr an mir vollzogen durch den Bruder Barnas Sears, Professor des Hamilton-Kolleg ...“

Dann folgen die sechs Namen der Personen, die mit Oncken zusammen getauft wurden. Und er schreibt weiter: „Das Wetter war ausgezeichnet schön und unser gnädiger Herr begünstigte alles, was auf die Feier Bezug hatte. Mit fröhlichem Herzen stieg ich in die Fluten hinab und mit preisen-den Lippen ging ich aus denselben an Land.“ Und fortan – auch heute noch – taufen die Baptisten, wo immer sie einen Fluss, einen See oder sonst ein Gewässer in der Nähe sehen.

Angestoßen durch das Lesen der Bibel, angestoßen durch die Texte der Apostelgeschichte entstand in den Menschen um Johann Gerhard Oncken damals die Sehnsucht, mit der Taufe ganz in Gottes

Liebe einzutauchen, mit der Taufe die Versöhnung mit Gott öffentlich zu feiern und aus freiem Willen danach den Lebensweg mit Jesus auch im Alltag fröhlich weiter zu gehen.

Und ich finde: Wenn man die Geschichte der ersten Taufen im deutschen Baptismus so in Kurzform hört, klingt das, als ob man ganz dicht dran ist an einer Erzählung aus der Apostelgeschichte. Eine Geschichte, die unsere Gründungsväter auch immer wieder bei ihren Überlegungen zur Taufe intensiv zur Hand nahmen. Und darum möchte ich uns diesen Bibeltext hier vorlesen:

### **Apostelgeschichte 8,26-40 (Luther 2017)**

26 Aber der Engel des Herrn redete zu Philippus und sprach: Steh auf und geh nach Süden auf die Straße, die von Jerusalem nach Gaza hinabführt und öde ist.

27 Und er stand auf und ging hin. Und siehe, ein Mann aus Äthiopien, ein Kämmerer und Mächtiger am Hof der Kandake, der Königin von Äthiopien, ihr Schatzmeister, war nach Jerusalem gekommen, um anzubeten.

28 Nun zog er wieder heim und saß auf seinem Wagen und las den Propheten Jesaja.

29 Der Geist aber sprach zu Philippus: Geh hin und halte dich zu diesem Wagen!

30 Da lief Philippus hin und hörte, dass er den Propheten Jesaja las, und fragte: Verstehst du auch, was du liest?

31 Er aber sprach: Wie kann ich, wenn mich nicht jemand anleitet? Und er bat Philippus, aufzusteigen und sich zu ihm zu setzen.

32 Die Stelle aber der Schrift, die er las, war diese (Jesaja 53,7-8): „Wie ein Schaf, das zur Schlachtung geführt wird, und wie ein Lamm, das vor seinem Scherer verstummt, so tut er seinen Mund nicht auf.

33 In seiner Erniedrigung wurde sein Urteil aufgehoben. Wer kann seine Nachkommen aufzählen? Denn sein Leben wird von der Erde weggenommen.“

34 Da antwortete der Kämmerer dem Philippus und sprach: Ich bitte dich, von wem redet der Prophet das, von sich selber oder von jemand anderem?

35 Philippus aber tat seinen Mund auf und fing mit diesem Schriftwort an und predigte ihm das Evangelium von Jesus.

36-37 Und als sie auf der Straße dahinfuhren, kamen sie an ein Wasser. Da sprach der Kämmerer: Siehe, da ist Wasser; was hindert's, dass ich mich taufen lasse?

38 Und er ließ den Wagen halten und beide stiegen in das Wasser hinab, Philippus und der Kämmerer, und er taufte ihn.

39 Als sie aber aus dem Wasser heraufstiegen, entrückte der Geist des Herrn den Philippus und der Kämmerer sah ihn nicht mehr; er zog aber seine Straße fröhlich.

40 Philippus aber fand sich in Aschdod wieder und zog umher und predigte in allen Städten das Evangelium, bis er nach Cäsarea kam.

Für mich ist dieser Bibeltext ganz wesentlich, wenn ich mich frage: Was macht eigentlich unser baptistisches Taufverständnis aus? Was verstehen wir Baptistinnen und Baptisten darunter, wenn wir taufen? Und wann taufen wir? Und wen taufen wir? Und vor allem: Warum taufen wir?

Der Text gibt uns dazu doch eine Menge Antworten. Denn hier erkennt ein Mensch – ein Mensch, der auf der Suche nach Gott ist, ein Mensch, der extra dazu nach Jerusalem gepilgert ist – nach der Erklärung von Philippus, was über Jesus beim Propheten Jesaja nach der Einschätzung der ersten Christen aufgeschrieben ist: dass Jesus nämlich dieser ganz besondere Bote Gottes war, also der leidende Gottesknecht, der grundlos wie ein Schaf gerade eben vor ein paar Tagen zur Schlacht-

bank geführt wurde und ermordet worden ist, und dass Gott eben diesen Gottesknecht, Jesus Christus, von den Toten auferweckt hat, und dass er damit der Erniedrigung am Kreuz eine völlig neue Bedeutung schenkte. Denn nun kann der Tod die Liebe Gottes nicht mehr aufhalten.

Philippus kannte ja diesen Text, den dieser Mann dort zwischen Gaza und Jerusalem laut las. Er weiß, dass Gottes Sehnsucht nach uns Menschen größer ist als alles, was uns von ihm fernhält. Er teilt die Auslegung der ersten Christen, dass Jesus mit dem Tod am Kreuz die Verlorenheit der Welt auf sich genommen hat, damit wir Gott vertrauen und im Glauben weiterleben können. Darum weckt ja Gott für uns seinen Sohn auf. Für Philippus werden das Vertrauen auf Gott und die Chance auf ein neues Leben der Kern des Evangeliums gewesen sein, das er dort dem Mann erklärt hat.

Und so erzählt er vielleicht begeistert von Gott weiter: Dass er uns Menschen in Christus dieses neue Leben auch schenkt, dass das neue Leben ein Leben ist, in dem uns nicht mehr das Scheitern oder die Ablehnung oder die Ausgrenzungen prägen, sondern allein die Wirklichkeit, dass Gott uns liebt. Und dann stelle ich mir vor: Von dieser Liebe ergriffen, sehnt sich dieser Mann nach Annahme. Er will jetzt auch dazugehören. Also fragt er: Gibt es irgendeinen Grund, warum ich nicht getauft werden kann? Und ich denke mal: Alle Baptistinnen und Baptisten würden jetzt an dieser Stelle aus ihrem tiefsten Herzen sagen: „Nein - es gibt keinen Grund. Ab in das Taufwasser ...“ Aber Vorsicht: Dieser Mann ist ein Eunuch!

Ich weiß nicht, ob ihr wisst, dass dies ein Fachbegriff ist. Fünfmal ist er in unseren Bibeltext darum auch eingetragen. Ganz hartnäckig tritt dieser Begriff immer wieder beim Lesen auf. Und das spricht Bände. Das muss man also auslegen: Denn ein Eunuch, das werdet ihr vielleicht auch wissen, war damals ein kastrierter Mann. Ein Mensch, den man bewusst um seine Männlichkeit gebracht hatte. Warum, darüber wird bis heute noch sehr viel unter den Forschern spekuliert. Aber im gesamten Altertum und in der gesamten Antike - besonders im Alten Orient - wird immer wieder berichtet, dass man am königlichen Hofe gerne mal die ranghöchsten Beamte kastrierte. Und hier haben wir ja einen: einen Finanzminister, vermutlich sogar den zweitmächtigsten Mann am Hofe der Kandake, der Königin vom damaligen Äthiopien, dem heutigen Sudan. Vermutlich hat man diese ranghohen Beamten damals gerne mal kastriert, um so am Hofe zu verhindern, dass diese einflussreichen Menschen einen Familienclan um sich herum als Konkurrenz zur Königin oder zum König aufbauen und sie dann vom Thron stürzen. Wie dem auch sei: Eunuchen gab's auf jeden Fall in der Umwelt damals genug. Das war als Lebensentwurf im Grunde gar nicht mal so ungewöhnlich.

Das Außergewöhnliche an der Geschichte hier ist nun, dass ausgerechnet ein schwarzafrikanischer Eunuch aus einem anderen Königreich mit einer anderen Religion ca. 3.000 Kilometer nach Jerusalem reist. Er will im jüdischen Tempel Gott ganz nahe sein, „ihn anbeten ...“ (Apg 8,27) heißt es ja im Bibeltext. Und das ist ungewöhnlich. Es ist deshalb so außergewöhnlich, weil ein Eunuch nach jüdischer Vorstellung zu einer sexuellen Minderheit gehörte, die aufgrund ihres sexuellen Lebensentwurfs niemals - und ich betone: niemals! - zur Gemeinde des Herrn dazugehören durfte. Im 5. Buch Mose 23,2 heißt es nämlich klipp und klar im jüdischen Gesetz: „Kein Entmannter oder Verschnittener soll in die Gemeinde des Herren kommen ...“ Und ausgerechnet dieser Verstoßene, ausgerechnet dieser aus der Gemeinde Gottes ausgestoßene Mann, ein Mensch, der durch seinen sexuellen Status gesellschaftlich geächtet, gebrandmarkt und stigmatisiert wird, ausgerechnet solch ein Mensch, den man bestimmt nicht in das Innere des Tempels gelassen hat, wird hier von Philippus getauft.

Mir zeigt das etwas von dem Kern der Taufe: Dass Gott jeden Menschen annimmt, dass die Taufe ein Zeichen und ein Zuspruch ist, mit dem Gott alle Menschen würdigt, dass er sie in und mit der Taufe willkommen heißt, dass seine Gemeinschaft keinen ausschließt.

Und das finde ich wichtig: Denn hin und wieder höre ich in Seelsorgegesprächen, dass auch in unseren baptistischen Reihen früher Menschen von der Taufe ausgeschlossen wurden, und zwar mit der Begründung: „Das geht nicht, der lebt doch in Sünde.“

Ich finde die Apostelgeschichte als Erzählung über das Leben der ersten Christen an dieser Stelle ziemlich stark. Mich prägt die Offenheit und Weite, mit der die Jünger Jesu damals – wie die Gründungsväter bei ihrer Taufe im Grunde ja auch – über alle bis dahin dagewesenen Maßstäbe hinweg gehen und die Liebe und Zuwendung unseres Gottes bezeugen. Solchen Mut kann ich uns auch nur immer wieder wünschen. Die Lebensweise, die Herkunft, selbst der sexuelle Lebensentwurf, alles das, so zeigt uns die Geschichte, kann und darf einen Menschen nicht von einer Taufe ausgrenzen.

Mich hat vor 19 Jahren diese Bedingungslosigkeit der Taufe und die Ernsthaftigkeit, mit der die Gründerväter der Baptisten damals diese Texte gelesen haben, so stark überzeugt, dass ich mich auch habe taufen lassen. Es gab nichts, was mich da hindern konnte. Wir dürfen, ja, wir müssen sogar aus unserer eigenen Geschichte heraus überall dort, wo sich die Taufe an Bedingungen knüpft, selbstbewusst – wie Philippus mit diesem Eunuchen – von unserer Kutsche absteigen und vorbehaltlos dem anderen Gottes Nähe und Liebe, seine abgrundtiefe Versöhnung im Zeichen der Taufe öffentlich zusprechen. Denn das ist doch der Kern, um den es hier Philippus geht: Dass Gott sich in Jesus Christus aus Liebe immer dem aus seiner Gemeinschaft Ausgegrenzten – sei es nun aus religiösen Motiven oder aus menschlichem Hass – zuwendet.

Wir sollten also meiner Ansicht nach darum als Baptistinnen und Baptisten unsere Taufpraxis heutzutage nicht mehr aus der Abgrenzung zur Säuglingstaufe heraus definieren. Wir sollten viel stärker und viel mehr gerade heutzutage das Gemeinsame – also das, was uns mit allen anderen Kirchen in der Tauflehre verbindet – als die Mitte unserer Taufe ansehen, nämlich, dass Gott Ja sagt und dass er uns würdigt, dass er uns durch Christus annimmt – und zwar mit unserem ganz eigenen, vielleicht anderen Lebensweg – egal, wie der in den Augen anderer aussieht.

Ich freue mich, dass wir seit 2012 darum unsere Mitgliedschaft geöffnet haben, dass wir als Gemeinde dem anderen seinen Glauben glauben, dass wir anerkennen, wenn Glaubensgeschwister aufgrund ihres Gewissens sich an ihre Säuglingstaufe gebunden wissen. Ich sehe uns da wirklich auf einem guten Weg. Denn so kann unsere Gemeinde für andere Menschen mitten in der Wüste ihres Lebens wie ein Ort mit Wasser sein, in das wir als Philippus zum Wohle eines Menschen mit hinabsteigen, damit der andere daraufhin zur Ehre Gottes erfrischt seinen Lebensweg mit Christus fröhlich weiterziehen kann.

AMEN

**Tauferinnerungsfeier:** Im Anschluss an die Predigt hat die Gemeinde im Gottesdienst eine Tauferinnerung gefeiert, in der jeder vorne auf dem Altar eine Kerze als Zeichen anzünden konnte, dass Gott mit der Taufe auch in ihm das Licht seiner Liebe entzündet hat, das fortan weiterbrennt. Wer wollte, konnte sich im Anschluss ein Wasserkreuz in die Handfläche zeichnen und daran erinnern lassen, dass in der Taufe die Annahme Gottes und die Gotteskindschaft zugesprochen ist.